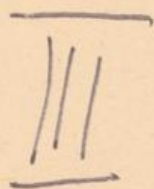


K. Koenig

Sprüche u. Wassersprüche



Zweiter Abzug



Mancher rächt an einer Frau durch Gemeinheit, was er durch Torheit an ihr gesündigt hat.

Den Frauen gegenüber ist man durch die Gesellschaftsordnung immer nur darauf angewiesen, entweder Bettler oder Räuber zu sein.

Höchster Überschwang der Gefühle: Wenn du wüßtest, welche Freude du mir mit deinem Kommen bereitest - du tätest es nicht, ich weiß, du tätest es nicht!

Er wollte seine Geliebte zur Freiheit verurteilen. Das lassen sie sich schon gar nicht gefallen.

Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr ist eine Börsensance.

Auch als Massage kann die tiefe Kniebeuge vor einer Frau Wunder tun.

In der Liebe kommt es nur darauf an, daß man nicht dümmmer erscheint, als man ohnedies gemacht wird.

Kraus, Sprüche und Widersprüche

Was ich weiß, macht mir nicht heiß.

Eine Frau muß wenigstens so geschickt kokettieren können, daß der Gatte es merkt. Sonst hat er gar nichts davon.

Nur der liebt eine Frau wahrhaft, der auch eine Beziehung zu ihren Liebhabern gewinnt. Im Anfang bildet das immer die größte Sorge. Aber man gewöhnt sich an alles, und es kommt die Zeit, wo man eifersüchtig wird und es nicht verträgt, daß ein Liebhaber untreu wird.

Es müssen nicht unbedingt die Vorzüge des männlichen Charakters oder Geistes sein, die die Frauen zur Untreue veranlassen. Was betrogen wird, ist ausschließlich die Lächerlichkeit der offiziellen Stellung, die der Besitzer einnimmt. Und dagegen bieten selbst körperliche Vorzüge nicht immer einen Schutz.

Es genügt, eine Frau anzusehen, um eine tiefe Verachtung für ihre Liebhaber zu gewinnen. Nie aber möchte ich sie mit der Verantwortung für diese belasten.

Wie viel gäbe er ihr, wenn sie ihn um seiner selbst willen liebte!

Wenn's einem kein Vergnügen macht, eine Frau zu beschenken, unterlasse man es. Es gibt Frauen, gegen die ein Danaidenfaß die reinste Sparbüchse ist.

Ich kann mich so bald nicht von dem Eindruck befreien, den ich auf eine Frau gemacht habe.

Er war so eifersüchtig, daß er die Qualen des Mannes empfand, den er betrog, und der Frau an die Gurgel fuhr.

Müssen wir für die Mängel büßen, die der Schöpfer an den Weibern gelassen hat? Weil sie in jedem Monat an ihre Unvollkommenheit gemahnt werden, müssen wir verbluten?!

Die Frau spürt die Schmerzen nicht, die der Mann ihr zufügt. Der Mann sogar die.

Man muß endlich wieder dahin kommen, daß man nicht mehr an der Krankheit, sondern an der Gesundheit einer Frau zugrunde geht!

So erhaben kann sich nie ein wertvoller Mann über ein wertloses Weib dünken, wie ein wertloser Mann über ein wertvolles Weib.

Es ist die wichtigste Aufgabe, das Selbstbewußtsein einer Schönen zu heben.

Der Losgeher hat nichts zu verlieren. Der andere nähert sich einer Frau nicht, weil er einen ganzen Lebensinhalt, den er zitternd trägt, aus der Hand fallen lassen könnte.

Eine Nachtwandlerin der Liebe, die erst fällt, wenn sie angerufen wird.

Sie lebte, dem Gattungswillen entrückt, aber so oft sie liebte, selbst zu neuem Leben geboren.

Das Tragische leitet seinen Ursprung von einem Bocksspiel her.

Zuerst sieht man eine, der andere ähnlich sehen. Dann eine, die ähnlich sieht. Schließlich aber ist keine mehr da und man sieht alles von selbst.

Vergleichende Erotik.

So wird das Wunderbild der Venus fertig: Ich nehme hier ein Aug', dort einen Mund, hier eine Nase, dort der Brauen Rund. Es wird Vergangenes mir gegenwärtig.

Hier weht ein Duft, der längst verweht und weit, hier klingt ein Ton, der längst im Grab verklungen.

Und leben wird durch meine Lebenszeit das Venusbild, das meinem Kopf entsprungen.

Es ist nicht wahr, daß man ohne eine Frau nicht leben kann. Man kann bloß ohne eine Frau nicht gelebt haben.

II.

Moral, Christentum.

Der Mann hat den Wildstrom weiblicher Sinnlichkeit kanalisiert. Nun überschwemmt er nicht mehr das Land. Aber er befruchtet es auch nicht mehr.

Die Gründer der Normen haben das Verhältnis der Geschlechter verkehrt; sie haben das Geschlecht des Weibes in die Konvention geschnürt und das männliche entfesselt. So ist die Anmut vertrocknet und der Geist. Es gibt noch Sexualität in der Welt; aber sie ist nicht mehr die triumphierende Entfaltung einer Wesenheit, sondern die erbärmliche Entartung einer Funktion.

Wenn die Natur vor Verfolgung sicher sein will, rettet sie sich in die Schweinerei.

Sittlich ist, was das Schamgefühl des Kulturmenschen gröblich verletzt.

Ich kann nur mehr amoralisch entrüstet sein.

Wollen Sie mir nicht helfen?

Wunderwille

Ob sündig oder sittenrein? Laßt sie doch lieber gleich begraben! Ich teile sie in Gefallene ein Und solche, die nicht gefallen haben.

Schönheit vergeht, weil Tugend besteht.

Moralische Verantwortung ist das, was dem Mann fehlt, wenn er es von der Frau verlangt.

Der Philister verachtet die Frau, die sich von ihm hat lieben lassen. Wie gerne möchte man ihm recht geben, wenn man der Frau eine Schuld geben könnte!

Ein Justizmord der Gesellschaftsordnung macht den andern notwendig. Da sie die Huren in die Familie gesperrt hat, muß sie die Mütter ins Bordell sperren. Es ist einfach eine Platzfrage.

Die Gesellschaft braucht Frauen, die einen schlechten Charakter haben. Solche, die gar keinen haben, sind ein bedenkliches Element.

Ein Bettler wurde verurteilt, weil er auf einer Bank gesessen und traurig dreingeschaut hatte. In dieser Weltordnung machen sich die Männer verdächtig, die traurig, und die Weiber, die lustig dreinschauen. Immerhin zieht sie die Bettler den Freudenmädchen vor. Denn die Freudenmädchen sind unehrliche Krüppel, die aus dem Körperfehler der Schönheit Gewinn ziehen.

Im Wörterbuch steht, daß „Aphrodite“ entweder die Göttin der Liebe oder einen Wurm bedeutet.

Wie stellen sich denn die Tröpfe, nach deren Plan wir leben müssen, eine „Verworfenen“ vor? Neunzig unter Hundert könnten sie ihren Kindern als Erzieherinnen geben. Es gibt eine Freudenhausbackenheit, die selbst durch das Leben in einem Nonnenkloster nicht zu verderben wäre.

Daß eine Coquette nach sozialen Ehren strebt, ist eine traurige Erniedrigung; aber sie entschädigt sich wenigstens durch heimliche Freuden. Viel verwerflicher ist die Praxis jener Frauen, die durch den Schein eines Freudenlebens über ihre heimliche Ehrbarkeit zu täuschen wissen. Sie schmarotzen an einer sozialen Verachtung, die sie sich nicht verdienen; und das ist die schlimmste Art von Streberei.

Tugend und Laster sind verwandt wie Kohle und Diamant.

Erotik ist Überwindung von Hindernissen. Das verlockendste und populärste Hindernis ist die Moral.

Die Erziehung im Sacré-Coeur ist eine Empfehlung an Lebemänner.

Wie schön, wenn ein Mädchen seine gute Erziehung vergißt!

Das Virginitätsideal ist das Traumbild jener, die entjungfern wollen.

Faust und Gretchen - Welch ein Aufhebens! Die Welt steht stille, Himmel und Hölle öffnen sich, und in den Sphären klingt die Musik unendlichen Bedauerns: Nicht jedes Mädchen fällt so 'rein!

Wird in Deutschland der dramatische Knoten noch immer aus der Jungfernhaut geschürzt?

Wir sagen „Geliebte“ und sehen die Höhe des Pathos nicht mehr, aus der dies Wort in die Niederungen der Ironie gelangt ist, - tief unter die geachtete Mittellage der Ungeliebten. Der Sprachgeist will's, daß die Geliebte eine Gefallene sei. Aber wenn Frauen, die geliebt wurden, „Gestiegene“ hießen, unsere Kultur würde bald auch diesen Namen mit der Klammer des Hohns umfassen.

Der verfluchte Kerl, rief sie, hat mich in gesegnete Umstände gebracht!

Die „gefallene Frau“? Gewiß, es gibt zur Ehe gefallene Huren.

Es ist nicht Sitte, eine Frau zu heiraten, die vorher ein Verhältnis gehabt hat. Aber es ist Sitte, mit einer Frau ein Verhältnis zu haben, die vorher geheiratet hat.

Liebe soll Gedanken zeugen. In der Sprache der Gesellschaftsordnung sagt die Frau: Was werden Sie von mir denken!

Es ist ein schmerzliches Erlebnis, zu sehen, wie eine lebensfähige Frau ihren faulen Frieden mit der Welt macht: Sie verzichtet auf die Persönlichkeit und bekommt dafür die Galanterien zugestanden.

Was doch die soziale Sitte vermag! Nur ein Spinnweb liegt über dem Krater, aber es gibt nicht nach.

Eine Frau wird doch nicht so viel Rücksicht auf die Gesellschaft nehmen, daß sie den Ehebruch immer wirklich begeht, den ihr die Leute jeweils nachsagen?

Das ist der Triumph der Sittlichkeit: Ein Dieb, der in ein Schlafzimmer gedrunken ist, behauptet, sein Schamgefühl sei verletzt worden, und erpreßt die Unterlassung der Anzeige.

Die Moral ist ein Einbruchswerkzeug, welches den Vorzug hat, daß es nie am Tatort zurückgelassen wird.

Die Unsittlichkeit tritt immer in Erscheinung und wirkt dennoch nicht abschreckend. Um so betrüblicher ist es, daß die Sittlichkeit, die im Staate waltet, nicht sichtbar wird und darum nicht vorbildlich wirken kann. Wenn man sie nicht hin und wieder in Form der Erpressung zu spüren bekäme, man wüßte rein nicht, daß sie auf der Welt ist.

So will es die Gesellschaftsordnung: Wenn irgendwo ein Mord geschehen ist, wo zwei Leute zu einem Geschlechtsakt zusammengetroffen sind, so werden sie lieber jenen Verdacht ertragen, als sich der infamierenden Harmlosigkeit dieser Absicht zu beschuldigen.

Die Sitte verlangt, daß ein Lustmörder den Mord zugebe, aber nicht die Lust.

Die Unzucht mit Tieren ist verboten, das Abschlagen von Tieren ist erlaubt. Aber hat man noch nicht bedacht, daß es ein Lustmord sein könnte?

Auf die Frage, ob er denn wisse, was „unschicklich“ sei, hat einmal ein kleiner Junge geantwortet: „Unschicklich ist, wenn jemand dabei ist.“ Und der erwachsene Gesetzgeber möchte immer dabei sein!

Enthaltbarkeit rächt sich immer. Bei dem einen erzeugt sie Wimmerln, beim andern Sexualgesetze.

Sittlichkeit und Kriminalität.

Wir können ruhig schlafen, weil man ins freie Feld der Lust, den Paragraphen als Vogelscheuche stellt!

Doch Warnung lockt den Flieger, die Scheuche schreckt den Schlaf. Die Lust bleibt immer Sieger, ihr Schmuck der Paragraph.

Es wäre eine interessante Statistik: Wie viel Leute durch Verbote dazu gebracht werden, sie zu übertreten. Wie viel Taten die Folgen der Strafen sind. Interessant wäre es, zu erfahren, ob mehr Kinderschändungen trotz oder wegen der Altersgrenze begangen werden.

Keine Grenze verlockt mehr zum Schmutzeln als die Altersgrenze.

3a/4

Handwritten notes and a purple circular stamp: "HERBIL & BECKER, Buchdruckerei 23 JAN 1909".

III.

Mensch und Nebenmensch

Der Übermensch ist ein verführtes Ideal, das den Menschen voraussetzt.

Das Gefühl, das man bei der Freude des andern hat, ist in jedem Fall selbstsüchtig. Hat man ihm die Freude selbst bereitet, so nimmt man die größere Hälfte der Freude für sich in Anspruch.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Nächlich: Jeder ist sich selbst der Nächste.

Wer andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Kein Zweifel, der Hund ist treu. Aber sollen wir uns deshalb ein Beispiel an ihm nehmen? Er ist doch dem Menschen treu und nicht dem Hund.

Unter Dankbarkeit versteht man gemeinhin die Bereitwilligkeit, lebenslänglich Salbe aufzuschmieren, weil man einmal Läuse gehabt hat.

Man tut ein gutes Werk, wenn man dem Luxus des Nebenmenschen zu Hilfe kommt. Es ist eine üble Anwendung der Wohltätigkeit, die Bestrebungen der Püvreté zu unterstützen.

Ich begeistere mich für den Ehrenpunkt, seitdem ich die Beobachtung gemacht habe, daß man einer unerledigten Affäre die Befreiung von lästiger Gesellschaft verdankt.

Es gehört zum guten Ton, über eine schlechte Tat nicht zu sprechen. Wenn ein Lump dir die Absicht anvertraut, deinen Freund zu verraten, so ist Diskretion Ehrensache.

Nichts ist dem Kommissar teurer als sein Ehrenwort. Aber bei Abnahme einer größeren Partie wird Rabatt gewährt.

Eine gute volkstümliche Redensart spricht davon, daß einer „sich einen Kren gibt“. Die Würde macht den Mann schmackhaft, wie der Kren den Schinken.

Die Ehre ist der Wurmfortsatz im seelischen Organismus. Ihre Funktion ist unbekannt, aber sie kann Entzündungen bewirken. Man soll sie getrost den Leuten abschneiden, die dazu inklinieren, sich beleidigt zu fühlen.

Auch die Dummheit hat Ehre im Leib, und sie wehrt sich sogar heftiger gegen den Spott, als die Gemeinheit gegen den Tadel. Denn diese weiß, daß die Kritik recht hat; jene aber glaubt's nicht.

Wie souverän doch ein Dummkopf die Zeit behandelt! Er vertreibt sie sich oder schlägt sie tot. Und sie läßt sich das gefallen. Denn man hat noch nie gehört, daß die Zeit einen Dummkopf vertrieben oder totgeschlagen hat.

Gesellschaft: Es war Alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es leben dazu wäre, daß man da ist.

Man beobachte einmal, wie die besseren Herren eine Frau grüßen, von der „man spricht“. In dem Gruß ist der abweisende Stolz der Gesellschaftsstütze mit der einverständlichen Kennerschaft des Markthelfers vereinigt. Für beides möchte man ihnen an die Gurgel fahren.

Ich hörte einen angeheiterten deutschen Mann einem Mädchen, das in eine Seitengasse einbog, die humoristisch deklamierten Worte nachrufen: „Da geht sie hin, die Schanddirne!“ Es ist nicht anzunehmen, daß ein Gesetz zustandekommt, welches erlaubt, deutsche Männer niederzuschießen, die mit einem einzigen Wort den vollständigen Nachweis ihrer Umützlichkeits auf Erden erbracht haben.

Die individuell begrenzte Wahllosigkeit der Anarchisten ist beklagenswert. Welche Torheit, die Könige anzugehen, wenn man das Gewimmel der Kärner schrecken könnte!

Fluch dem Gesetz! Die meisten meiner Mitmenschen sind traurige Folgen einer unterlassenen Fruchtbarkeit.

Nichts ist engherziger als Chauvinismus oder Rassenhaß. Mir sind alle Menschen gleich, überall gibt's Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung. Nur keine kleinlichen Vorurteile!

Am Chauvinismus ist nicht so sehr der Haß gegen die fremden Nationen als die Liebe zu eigenen unsympathisch.

Die Behörden werden im Verkehr mit dem Publikum erst dann einen höflichen Ton anschlagen, wenn das Publikum sich entschließt, in die Redaktionen der Tagespresse einzutreten. Die Redakteure aber werden erst dann gegen das Publikum aufrichtig sein, wenn es zum Eintritt in die Bureaucratie entschlossen ist.

Der Scharfsinn der Polizei ist die Gabe, alle Menschen eines Diebstahls für fähig zu halten, und das Glück, daß sich die Unschuld mancher nicht erweisen läßt.

Ein Polizist nimmt es meistens übel, wenn man ihn in eine Amtshandlung einmengt.

Alles Leben in Staat und Gesellschaft beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Mensch nicht denkt. Ein Kopf, der nicht in jeder Lage einen aufnahmefähigen Hohlraum darstellt, hat es gar schwer in der Welt.

Die Nichtanerkennung eines Gedankenlebens ist in jedem Falle soziale Bedingung. Der Mensch ist zufrieden, daß man seine Haut respektiert und hinter ihr die sogenannte Ehre und die sogenannte Sittlichkeit. Auge und Ohr dürfen nicht verletzt werden, wohl aber die Ansprüche, die sie stellen. Die Nase muß Gerüche aufnehmen, die sie nicht aufnehmen will und wenn

der Geschmackssinn sich auf eine Speise eingerichtet hat, so kommt nach zehn Minuten der Kellner und bedauert, nicht mehr dienen zu können. Jeder darf dich anlotzen, die Gesellschaft jedes Tölpels mußt du dulden, wenn er gefragt hat, ob er „nicht stört“, und wenn du gerade zum Schreibtisch eilst, um es niederzuschreiben, daß du in der Gemeinschaft von Menschen lebst, die sich für Ethiker halten, weil sie dir nicht auf offener Straße die Börse aus der Tasche ziehen, so kreuzt dir gewiß einer mit der Bitte um Feuer den Weg. Daß die Zivilisation ~~vor allem~~ auf das Entgegenkommen in diesem Punkte ~~Wert~~ legt, daß kein Rauchender die unerwünschte Anrede mit einem schroffen Nein zu beantworten wagt, — nichts vermöchte die Geistlosigkeit der Konvention, die wir untereinander getroffen haben, besser zu entblößen. Prometheus holte sich das Feuer vom Himmel. Aber selbst ihn ließ Jupiter dafür an einen Felsen des Kaukasus anschnieden, wo ihm ein Geier die Leber aushackte.

Wenn die Aufforderung eines Kutschers, mit ihm zu fahren, nur auf den Wunsch in uns stieße, mit ihm nicht zu fahren, wäre das Leben leicht. Aber sie stößt manchmal auf bessere Gedanken und zerstört sie. Wer denkt denn auch immer nur daran, nicht zu fahren?

Hör

Platzieren, Morale der Geschichtsbücher... hier ist ein großer Teil der... hier ist ein großer Teil der... hier ist ein großer Teil der...

Wenn mich einer ansprechen will, hoffe ich noch bis zum letzten Augenblick, daß die Furcht, kompromittiert zu werden, ihn davon abhalten wird. Manche sind unerschrocken.

Ich sehe durch ein Fenster und der Horizont ist mir durch ein Laffengesicht verlegt. Das ist tragisch. Ich habe nichts dagegen, daß es abscheuliche Gesichter gibt. Aber warum hat es die Optik so eingerichtet, daß ein Mensch einen Wald verdecken kann? Man kann wohl den Menschen wieder durch einen vorgehaltenen Stock verdecken. Aber auf alle Fälle kommt man beim optischen Betrug zu kurz. Die Lichtstrahlen fliehen aus der Vermehrung des Menschenhasses.

Bei gleicher Geistlosigkeit kommt es auf den Unterschied der Körperfülle an. Ein Dummkopf sollte nicht zu viel Raum einnehmen.

„Ich war gestern in Melk — das war a Wetter“, sagt einer plötzlich auf der Eisenbahn zu mir. „Der Eder soll g'storben sein, der kaiserliche Rat“, sagt einer am Nebentisch plötzlich zu mir. „Großer Mann geworden!“ sagt einer in etwas prononcierterem Tonfall plötzlich auf der Elektrischen zu mir und zeigt nach einem andern, der soeben ausgestiegen und auf dessen Bekanntheit er offenbar stolz ist. Ich erfahre also,

ohne daß ich es verlangt habe, was im Inneren dieser Zeitgenossen vor sich geht. Daß ich ihre äußere Häßlichkeit schaue, genügt ihnen nicht. In den fünf Minuten, die wir die Lebensstrecke miteinander gehen, soll ich auch darüber unterrichtet werden, was sie bewegt, beglückt, enttäuscht... Das, und nur das ist der Inhalt unserer Kultur: die Rapidität, mit der uns die Dummheit in ihre Wirbel zieht. Auch wir sind gerade von irgend etwas bewegt, beglückt, enttäuscht: aber hastdunichtgesehen sind wir in Melk, an der Bahre des Eder, bei der Karriere des großen Mannes. Nie würde unsereinem eine ähnliche Wirkung auf den Nebenmenschen gelingen. Ich bleibe gebannt stehen, weil die Sonne blutrot untergeht wie noch nie, und einer bittet mich um Feuer. Ich verfolge einen Gedanken, der soeben um die Straßenecke gebogen ist, und hinter mir ruft's: „Fia—ker!“ Solange ein Heurigenwirt und ein Schuster Plakate bleiben, wäre das Leben erträglich. In Gottesnamen, prägen wir uns ihre Gesichter ein! Aber plötzlich stehen sie vor uns, legen die Hand auf unsere Schulter und wir brechen zusammen wie Don Juan, wenn die Statue lebendig wird.

Der Mensch denkt, aber der Nebenmensch lenkt. Er denkt nicht einmal so viel, daß er sich denken könnte, daß ein anderer denken könnte.

Der Geist enttäuscht im persönlichen Verkehr, aber die Dummheit ist immer produktiv. Läßt man sie auf den Geist einwirken, so kann sie eine vollständige Ermüdung erzeugen, während dieser auf die Dummheit keinerlei belebenden Einfluß hat. Wie man im Gespräch mit einem Schwachkopf körperlich verfällt, wie die Gesichtsfarbe fahl und die Haut schlaff wird, das sollte ein medizinisches Problem sein. Man hat vielleicht um ein Pfund abgenommen, und das ist, wie jede forcierte Abmagerungskur, bedenklich.

Man meidet die Gesellschaft. So sucht sie einen auf „neutrale Boden“ auf, setzt sich dreist in einem Lokal an unseren Tisch. Die Frage: „Sie gestatten doch“, die nie einen fragenden Ton hat, ist die ärgste Perfidie. Man wird mit der Schlinge der Konvention gefangen, und im Augenblick ist man in medias res eingeführt. Wird über den neuen Roman von Sudermann gefragt und über die Sommerpläne. Der Feind rechnet damit, daß man nicht grob werden, „kein Aufsehen“ machen wird. Er ist gar nicht hochmütig, sondern behandelt mich wie seinesgleichen und als ob ich zur guten Gesellschaft gehörte. Da sieht er sich plötzlich enttäuscht; es zeigt sich, daß ich keine Manieren habe. Aber da ich eben nicht gewillt bin, meinen Bekanntenkreis zu erweitern, sondern im Gegenteil zu verringern, so wird mir das in meinem ferneren Fortkommen nicht schaden.

H n

H n meiner

H n

H verschmäht,

Tölpel Tropfs

H n

H n

15. FEBR. 1909

Handwritten signatures and notes



6

Nicht auf alle Grüsse muß man antworten. Vor allem nicht auf solche, die bloß eine Bitte um Gunst ausdrücken. Der Gruß an einen Kritiker ist der Gruß der Furcht, er ist nicht höher zu werten als der Fiakergruß, der ein Gruß der Hoffnung ist: die Grüßenden wünschen sich selbst einen guten Tag. Man soll die Gesinnung, die eine Freundlichkeit zu gewinnsüchtigen Zwecken mißbraucht, nicht auch noch mit einer körperlichen Unbequemlichkeit belohnen.

Viele haben den Wunsch, mich zu erschlagen. Viele den Wunsch, mit mir ein Plauderstündchen zu verbringen. Gegen jene schützt mich das Gesetz.

Eine merkwürdige Art Mensch ist der Beamte eines magistratischen Bezirksamtes. Erledige ich eine Angelegenheit schriftlich, so läßt er mich vor. Gehe ich das andere Mal gleich selbst hin, so fordert er mich auf, eine Eingabe zu machen. Ich muß rein auf die Vermutung kommen, daß er das eine Mal mich kennen lernen und das andere Mal ein Autogramm von mir haben will.

Gut und Blut fürs Vaterland! Aber die Nerven?

Ich schlafe nie nachmittags. Außer, wenn ich vormittags in einem österreichischen Amt zu tun hatte.

Gern käme ich um die Konzession zum Handbetrieb einer Guillotine ein. Aber die Erwerbssteuer!

Sorrent, im August: Ich habe nun seit zwei Wochen kein deutsches Wort gehört und kein italienisches verstanden. So läßt sich's mit den Menschen leben, alles geht wie am Schnürchen, und jedes aufreibende Mißverständnis ist ausgeschlossen.

Es gibt keinen Ort, der eine größere Öffentlichkeit bedeutet, als ein Lift, in dem man angesprochen wird.

Im Theater muß man so sitzen, daß man das Publikum als eine schwarze Masse sieht. Dann kann es einem so wenig anhaben wie dem Schauspieler. Nichts ist störender als die Individualitäten der Menge unterscheiden zu können.

Wer die Menschenverachtung an der Quelle erlernen will, setze sich in ein Restaurant, das in der Nähe eines Theaters ist, und betrachte die Gesichter der einströmenden Scharen. Wie die Spannung, die noch auf den Zügen der Dummheit liegt, allmählich nachläßt und die Flucht vor dem Geiste ein neues Ziel findet! Das Klatschen wird zum Schmatzen sublimiert. Und jeder ist einzeln befangen und nur im Chor glücklich.

Wo beginnt denn eigentlich die Unappetitlichkeit und wo hört sie auf? Verdauungssäle gibt es nicht. Aber warum gibt es keine Eßklosetts? Öffentlich essen und heimlich verdauen, das paßt so den Herrschaften! Und doch geht nichts über die Schamlosigkeit einer Table d'hôte.

Bei den ärgsten unserer barbarischen Speisesitten gehört die Enttäuschung der Geschmacksnerven, die sich auf eine Speise eingestellt haben, mit der der Kellner nach zehn Minuten nicht mehr dienen kann. ~~Die~~ die Zwangswiederholung des Geschmacks einer Speise für das Ansagen bei der Rechnung. Ich bin bereits lebensüberdrüssig und muß dem Kellner noch gestehen, daß ich ein Roastbeef gehabt habe.

Friseurgespräche sind der unwiderlegliche Beweis dafür, daß die Köpfe der Haare wegen da sind.

Wenn ich mir die Haare schneiden lasse, so bin ich besorgt, daß der Friseur mir eine Gedankenkette durchschneidet.

Wenn man vom Raseur geschnitten wird, ist man immer selbst schuld. Ich zum Beispiel zuckte zusammen, wenn der Raseur von Politik spricht, und die anderen werden ungeduldig, wenn er nicht von Politik spricht. In keinem Falle trifft den Raseur die Schuld, wenn man geschnitten wird.

Die skurrilste Form, in der sich die Menschwürde auftut: das empörte Gesicht eines Kellners, der auf ein Klopfen endlich herbeikommt, nachdem man vergebens gerufen hat.

Die ästhetischen Werte des Menschen scheinen bloß die Bestimmung zu haben, uns für eine Lumperei zu kaptivieren. Nun würde ich mich ja gern von einem Wiener Kutscher überhalten lassen, wenn er's nur nicht mit diesem echten Gemütston täte; und mir von einem italienischen Wirt die Gurgel abschneiden zu lassen, wäre mir ein Vergnügen, wenn's nicht mit diesem träumerischen Augenaufschlag geschähe. Die Unbequemlichkeiten des Daseins nehme ich nur ohne ästhetische Entschädigung in Kauf, und wenn ich einen Verdruß habe, will ich mich nicht bei den malerischen Attitüden aufhalten.

Das Malerische ist ein Argument, das mit allen Einwänden fertig wird. Und es gibt Wirkungen auf die Nerven, denen sich der oppositionellste Geist nicht entziehen kann. Wenn alle Glocken läuten, umarme ich einen Gemeinderat.

Hysterische soll man vorsichtshalber vor jeder Operation narkotisieren, die an einem andern ausgeführt wird. Und um ihnen alle Schmerzen zu ersparen, auch vor einer Operation, die an einem andern nicht ausgeführt wird.

Narkose: Wunden ohne Schmerzen. Neurasthénie: Schmerzen ohne Wunden.

Die stärkste Kraft reicht nicht an die Energie heran, mit der manch einer seine Schwäche verteidigt.

Am unverständlichsten reden die Leute daher, denen die Sprache zu nichts weiter dient, als sich verständlich zu machen.

Es gibt Menschen, die heiser werden, wenn sie ununterbrochen acht Tage lang mit niemand ein Wort gesprochen haben.

Nichts kränkt den Pöbel mehr, als herablassend sein, ohne heraufzulassen.

Gewiß, der Künstler ist ein anderer. Aber gerade deshalb soll er es in seinem Außen mit den anderen halten. Er kann nur einsam bleiben, wenn er in der Menge verschwindet. Lenkt er die Betrachtung durch eine Besonderheit auf sich, so macht er sich gemein und führt die Verfolger auf seine Spur. Es ist ja auch töricht, mit der Extrazugabe einer Zeitung in ein Lokal zu treten, denn man leckt sogleich hundert Laffen auf sein Terrain! Je mehr den Künstler alles dazu berechtigt, anders zu sein, um so notwendiger ist es, daß er sich der Gewandung des Durchschnitts

als einer Mimicry bediene. Auffälliges Aussehen ist die Zielscheibe der Betrunkenheit. Diese, sonst verspottet, dünkt sich neben langhaariger Exzentrität noch planvoll und erhaben. Über den Mann in der Narrenjacke lacht der Betrunkene, über den der Pöbel lacht. Sich absichtlich verwahrlosen, um sich vom Durchschnitt abzuheben, schmutzige Wäsche als ein Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft tragen, über die Verkehrtheit der Gesellschaftsordnung eine ungekämmte Mähne schütteln - ein Vagantenideal, das längst von Herrschaften abgelegt ist und heute jedem Spießbürger erreichbar. Die wahre Bohème macht den Philistern nicht mehr das Zugeständnis, sie zu ärgern, und die wahren Zigeuner leben nach einer Uhr, die nicht einmal gestohlen sein muß. Armut ist noch immer keine Schande, aber Schmutz ist keine Ehre mehr. „Mutter Landstraße“ verleugnet ihre Söhne; denn auch sie ist heute schon gepflegt.

Die verkommenste Existenz ist die eines Menschen, der nicht die Berechtigung hat, ein Schandfleck seiner Familie und ein Auswurf der Gesellschaft zu sein.

Die Familie ist das, was unter allen Umständen überwunden werden muß. Familiengefühle zieht man nur bei besonderen Gelegenheiten an. Man liebe seine Verwandten, wenn sie etwas angestellt haben. Aber mit anständigen Leuten zu verkehren, wenn sie verwandt sind, ist kompromittierend.

Das Familienleben ist ein Eingriff in das Privatleben.

Das Wort „Familienbande“ hat einen Beigeschmack von Wahrheit.

Auch ein anständiger Mensch kann, vorausgesetzt, daß es nie herauskommt, sich heutzutage einen gedachten Namen schaffen.

Ein ganzer Kerl ist einer, der die Lumpereien nie begehen wird, die man ihm zutraut. Ein halber, dem man die Lumpereien nie zugetraut hätte, die er begeht.

Es gibt Menschen, welchen es gelingt, die Vorteile der Welt mit den Benefizien des Verfolgenseins zu vereinigen.

Nichts ist trauriger als Niedrigkeit, die ihren Lohn nicht erzielt hat. Sie bilde sich nachträglich nicht ein, daß sie Gemeinheit l'art pour l'art sei.

Wenn man nicht weiß, wovon einer lebt, so ist das der günstigere Fall. Auch die Volkswirtschaft hat ein wenig Phantasie notwendig.

Nach einem Spielerprozeß: Die Könige lagen unten; die Buben sind obenauf.

Auf den Tod eines Lederhändlers. Im Dunkelkreis des Geschmacks jüdischer Anekdoten war der Selbstmord eine unbekannt Pointe. Soll die gute Gesellschaft den Glauben an ihre Lustigmacher verlieren? Sie sagten, er müsse die Tat in einem Anfall von Geistesgestörtheit begangen haben. Aber am Ende war sie in einem Anfall von geistiger Klarheit begangen. Die Lustigmacher überlegen sich's manchmal anders; und in solch einem könnte so viel Leben gewesen sein, daß er das eine unbedenklich hingab. Das heißt gewiß, ihn überschätzen, aber nicht jeder ist wert, überschätzt zu werden. Selbstmord kann das Aderlassen einer Vollblutnatur bedeuten. Die gute Gesellschaft zwar, die der Lederbranche näher steht als dieser Auffassung, dürfte der ungünstigen Konjunktur die ganze Schuld geben. Ich habe ihn nur von fern gekannt, bin deshalb zum Urteil berufen. Sein Blick gefiel mir, denn der hatte nichts vom Krämer oder Kunden. Ich glaube es war einer, der dem Leben nichts herunterhandelt und dem es es nichts herunterhandeln kann. Das schafft zu jeder Zeit glatte Rechnung. Es mag Lederhändler geben, die sentimental sind; aber wenn es ein Ziel dieser schätzbaren Tage ist, mit Ziegenhäuten Glück zu haben, so könnte sich schon einer, der kein Glück damit hatte, der Betrachtung empfehlen. Und wer sich so ruhig den Mund

von den Genüssen des Lebens abwischt, um ihn für immer zu verschließen, hebt sich von den Tafelgenossen ab und wer sich nur von Gewimmel der Wohlhabenden unterscheidet, denen der Schneider die Kultur anmißt und der Sportlehrer die Persönlichkeit verleiht, den mag man sich merken! Überhaupt werde ich den Verdacht nicht los, daß einer schon ein Kerl sein muß, wenn ihn das heutige Leben zu Fall bringen soll. Was Feuer hat und einen leichten Zug, verbrennt. Nur Männer ohne Mark und Weiber mit Hirn sind der sozialen Ordnung gewachsen.

Was für ein Freund der Geselligkeit war doch der bayrische König, der allein im Theater saß! Ich würde auch selbst spielen.

Die Einsamkeit wäre ein idealer Zustand, wenn man sich die Menschen aussuchen könnte, die man meidet.

Die Welt ist ein Gefängnis, in dem Einzelhaft vorzuziehen ist.

Wenn ich sicher wüßte, daß ich mit gewissen Leuten die Unsterblichkeit zu teilen haben werde, so möchte ich eine separierte Vergessenheit vorziehen.

Handwritten mark resembling a stylized 'F' or '7'.

Handwritten note: "H man f... hat"

Handwritten note: "Hinner Hinder Hüb"

Handwritten note: "J..."

Handwritten note: "Inoch"

Handwritten note: "H..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "H..."

Handwritten note: "L..."

Handwritten note: "H..."

Handwritten note: "vidi K...". Stamp: "FESSEL 200", "RESSE & BECKER, Buchhändler", "27 JAN. 1909", "1897-10".

Handwritten note: "K..."

Handwritten note: "Bei den ärgsten unserer barbarischen Speisesitten gehört die Enttäuschung der Geschmacksnerven, die sich auf eine Speise eingestellt haben, mit der der Kellner nach zehn Minuten nicht mehr dienen kann. Die Zwangswiederholung des Geschmacks einer Speise für das Ansagen bei der Rechnung. Ich bin bereits lebensüberdrüssig und muß dem Kellner noch gestehen, daß ich ein Roastbeef gehabt habe."

IV. Dummheit, Demokratie, Intellektualismus

Die menschlichen Einrichtungen müssen erst so vollkommen werden, daß wir ungestört darüber nachdenken können, wie unvollkommen die göttlichen sind.

Maschinelles Leben fördert, künstlerische Umgebung lähmt die innere Poesie.

Wie? die Menschheit verdimmt zugunsten des maschinellen Fortschrittes, und wir sollten uns diesen nicht einmal zunutze machen? Sollten mit der Dummheit Zwiesprache halten, wenn wir ihr in einem Automobil entfliehen können?

Die Kunst ist dem Philister der Aufputz für des Tages Mühe und Plage. Er schnappt nach den Ornamenten, wie der Hund nach der Wurst.

Das Gesindel besichtigt „Sehenswürdigkeiten“. Noch immer wird also bloß gefragt, ob das Grab Napoleons würdig sei, vom Herrn Schulze gesehen zu werden, und noch immer nicht, ob Herr Schulze des Sehens würdig sei.

Der Philister lebt in einer Gegenwart, die mit Sehenswürdigkeiten ausgestattet ist, der Künstler strebt in eine Vergangenheit, eingerichtet mit allem Komfort der Neuzeit.

Die maschinelle Entwicklung kommt nur der Persönlichkeit zunutze, die über die Hindernisse des äußeren Lebens schneller zu sich selbst gelangt. Aber ihrer Hypertrophie sind die Gehirne des Durchschnitts nicht gewachsen. Von der Verwüstung, die die Druckpresse anrichtet, kann man sich heute noch gar keine Vorstellung machen. Das Luftschiff wird erfunden und die Phantasie kriecht wie eine Postkutsche. Automobil, Telefon und die Riesenaufgaben des Stumpfsinns – wer kann sagen, wie die Gehirne der zweitnächsten Generation beschaffen sein werden? Die Abziehung von der Naturquelle, die die Maschine bewirkt, die Verdrängung des Lebens durch das Lesen und die Absorbierung aller Kunstmöglichkeiten durch den publizistischen Tatsachengeist werden verblüffend rasch ihr Werk vollendet haben. Nur in diesem Sinne möchte das Heranbrechen einer Eiszeit zu verstehen sein. Man lasse inzwischen alle soziale Politik gewahren, an ihren kleinen Aufgaben sich betätigen, lasse sie mit Volksbildung und sonstigen Surrogaten und Opiaten wirtschaften. Das ist Zeitvertreib bis zur Auflösung. Die Dinge haben eine Entwicklung genommen, für die in historisch feststellbaren Epochen kein Beispiel ist. Wer das

nicht in jedem Nerv spürt, mag getrost die gemüthliche Einteilung in Altertum, Mittelalter und Neuzeit fortsetzen. Mit einem Mal wird man gewahren, daß es nicht so weiter geht. Denn die neueste Zeit hat nicht mit der Wahlreform, sondern mit der Herstellung neuer Maschinen zum Betrieb einer alten Ethik begonnen. In den letzten dreißig Jahren ist mehr geschehen, als vorher in dreihundert. Und eines Tages wird sich die Menschheit für die großen Werke, die sie zu ihrer Erleichterung geschaffen hat, aufgeopfert haben.

Wir waren kompliziert genug, die Maschine zu bauen, und wir sind zu primitiv, uns von ihr bedienen zu lassen. Wir treiben einen Weltverkehr auf schmalspurigen Gehirnbahnen.

Sozialpolitik ist der verzweifelte Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen.

Wenn der Dachstuhl brennt, nützt es weder zu beten noch den Fußboden zu scheuern. Immerhin ist das Beten praktischer.

Was die Lues übriggelassen hat, wird von der Presse verwüstet werden. Bei den Gehirn-erweichungen der Zukunft wird sich die Ursache nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

Unsere Kultur besteht aus drei Schubfächern, von denen zwei sich schließen, wenn eines offen ist, nämlich aus Arbeit, Unterhaltung und Belehrung. Die chinesischen Jongleure bewältigen das ganze Leben mit einem Finger. Sie werden also leichtes Spiel haben. Die gelbe Hoffnung!

Es gibt einen dunkeln Weltteil, der Entdecker aussendet.

Humanität, Bildung und Freiheit sind kostbare Güter, die mit Blut, Verstand und Menschenwürde nicht teuer genug erkauft sind.

Die Demokratie teilt die Menschen in Arbeiter und Faulenzer. Für solche, die keine Zeit zur Arbeit haben, ist sie nicht eingerichtet.

Mich verachtet der Tropf, der sich am sausen den Webstuhl der Zeit zu schaffen macht.

Die Humanität ist eine physikalische Täuschung, die mit Naturnotwendigkeit eintritt. Denn der Liberalismus stellt immerzu sein Licht unter eine Glasglocke und glaubt, daß es im luftleeren Raum brennen werde. Eher brennt es noch im Sturm des Lebens. Wenn der Sauerstoff verzehrt ist, geht das Licht aus. Aber glücklicherweise steht die Glocke im Phrasenwasser und dieses steigt in dem Augenblick, da die Kerze erloschen ist. Hebt man die Glocke ab, so verspürt man erst die wahren Eigenschaften des Liberalismus. Er stinkt nach Kohlenwasserstoff.

Alles Reden und Treiben der sogenannten ersten Männer von heute wäre in den Kinderstuben früherer Jahrhunderte nicht möglich gewesen. Aber in den Kinderstuben von heute macht wenigstens das Argument der Rute Eindruck. Die Menschenrechte sind das unzerreißbare Spielzeug der Erwachsenen, auf dem sie herumtreten wollen und das sie sich deshalb nicht nehmen lassen. Dürfte man peitschen, man würde es viel seltener tun, als man jetzt Lust hat, es zu tun. Worin besteht denn der Fortschritt? Ist die Lust zum Peitschen abgeschafft? Nein, bloß die Peitsche. In den Zeiten der Leibeigenschaft war die Furcht das Gegengewicht der Lust. Heute hat sie kein Gegengewicht, dafür einen Sporn in dem demokratischen Stolz, mit dem die Dummheit ihr Menschenrecht proklamiert. Eine schöne Freiheit, bloß nicht gepeitscht zu werden!

Als es noch keine Menschenrechte gab, hatte sie der Vorzugsmensch. Das war inhuman. Dann wurde die Gleichheit hergestellt, indem dem Vorzugsmenschen die Menschenrechte ab-erkannt wurden.

Gestehen wir es uns nur ein, die Menschheit ist seit der Einführung der Menschenrechte auf den Hund gekommen.

Ein Gast des Bey von Tunis wollte eine Bastonnade sehen. Sogleich wurde ein Kerl von der Straße herbeigeschleppt und geprügelt. Den Gast überkam die Humanität, denn er hatte geglaubt, die grausame Strafe werde einen Schuldigen treffen. Der Bey von Tunis meinte: „Er wird schon was angestellt haben!“ ... Es stünde auch der zivilisierten Justiz besser an, wenn sie nicht dort bastonnierte, wo einer etwas angestellt hat, sondern dort, wo einer schon etwas angestellt haben wird. Die Justizmorde wären seltener.

Der Parlamentarismus ist die Kasernierung der politischen Prostitution.

Die Politik bietet die Spannungen eines Kriminalromans. Die Gestionen der Diplomatie bieten das Schauspiel, wie die Staaten von einer internationalen Verbrecherbande steckbrieflich verfolgt werden.

Politik ist Bühnenwirkung. Wenn Shakespeare über die Szene ging, hat noch jedem Publikum der Waffenlärm der Gedanken überläutet. Die Große Bismarcks, der den politischen Stoff schöpferisch gestaltet – und warum sollte einem Künstler nicht ein Abenteuer im Keich zur Schöpfung erwachsen? –, wird mit dem Maß der theatralischen Handlung, des Effekts der Auftritte und Abgänge gemessen. Und wenn wir Deutschen Gott und sonst nichts in der Welt fürchten, so respektieren wir selbst ihn nicht um seiner Persönlichkeit willen, sondern wegen des Geräusches seiner Donner. Politik und Theater: Geräusch ist alles, nichts die Bedeutung.

Ich halte die Politik für eine mindestens ebenso vortreffliche Manier, mit dem Ernst des Lebens fertig zu werden, wie das Tarockspiel, und da es Menschen gibt, die vom Tarockspiel leben, so ist der Berufspolitiker eine durchaus verständliche Erscheinung. Um so mehr, als er immer nur auf Kosten jener gewinnt, die nicht mitspielen. Aber es ist in Ordnung, daß der politische Kiebitz zahlen muß, wenn das geduldige Zuschauen seinen Daseinsinhalt bildet. Gäbe es keine Politik, so hätte der Bürger bloß sein Innenleben, also nichts, was ihn erfüllen könnte.

Zur Orientierung in Fragen der Politik genügen Operettenerinnerungen. Was sich etwa zu Ungunsten der absolutistischen Regierungsform sagen läßt, hat einem die Figur eines Königs Bobèche, eines Erbprinzen Kasimir oder eines Generals Kantschukoff beigebracht. Wenn die Forderung der Phraseure, daß die Kunst sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befasse, überhaupt einen Sinn haben soll, so kann sie sich nur auf die Operettenproduktion beziehen. Diese trifft mit Recht der Vorwurf, daß sie die einzigen menschlichen Angelegenheiten, die nicht ernst zu nehmen sind, nämlich die öffentlichen, seit Jahrzehnten vernachlässigt hat. Denn die Kunstform der Operette ist jene, die dem Wesen aller politischen Entwicklungen angepaßt ist, weil sie der Dummheit die erlösende Unwahrscheinlichkeit gibt. Daß sich sonst die künstlerische Gestaltung auf die neugebackenen Ereignisse werfe, ist ein törichtes Verlangen; und selbst die Satire verschmäht sie, denn diese kann zwar die Lächerlichkeit der Politik erfassen, aber die Lächerlichkeiten innerhalb der Politik vollziehen sich unter dem Niveau einer im höheren Sinne witzigen Betrachtung.

Wer außer den Politikern, die sie begehen, beklagt die Dummheiten in der Politik? Sind die Gescheitheiten in der Politik gescheitert?

„Daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen als zu unbekanntem fliehen“. Ich verstehe aber nicht, wie die Rechtfertigung der monarchischen Staatsform bis zur Begeisterung gehen kann.

Wenn ein Wagen rollt, legt der Hund trotz längst erkannter Aussichtslosigkeit immer wieder seine prinzipielle Verwahrung ein. Das ist reiner Idealismus, während die Unentwegtheit des liberalen Politikers den Staatswagen nie ohne eigensüchtigen Zweck umbellt.

Das deutschliberale Pathos ist eine Mischung aus voraussetzungsloser Forschung und freiwilliger Feuerwehr.

Das Geheimnis des Agitators ist, sich so dumm zu machen, wie seine Zuhörer sind, damit sie glauben, sie seien so gescheit wie er.

Wenn einer vor Gericht steht, so gibt es wohl kein Faktum aus dem sogenannten Vorleben, mit dem man nicht augenblicklich einen „ungünstigen Eindruck“ erzeugen und der Justiz zu jener „Bewegung“ verhelfen könnte, die der Gerichtssaalbericht verzeichnet. Man sollte es nicht glauben, wie die Delikte einen Menschen förmlich umdrängen, der sich einmal mit einem von ihnen eingelassen hat! Was sich auf vierzig Jahre verteilt hat, wirkt, auf die Spanne einer Gerichts-

verhandlung projiziert, als lebende Illustration; was durch das Sieb der Zeit ging, verlangt verstärkte Aktualität, als ob es während der Untersuchung geschehen wäre. Es beleuchtet nicht nur die Tat, mit der es nichts zu schaffen hat, sondern wird auch von der Tat beleuchtet, und das Charakterbild des Angeklagten ist immer von zwei Seiten bespiegelt. Das ist die Methode, die mit Glück auf das unerspektivische Denken judizierender Durchschnittsköpfe spekuliert. Es heißt, einen Verlorenen unter die Anklagebank drücken.

Wer ist das: Sie ist blind vor dem Recht, sie schießt vor der Macht, und kriegt vor der Moral die Basedow'sche Krankheit. Und wegen der schönen Augen dieses Frauenzimmers opfern wir unsere Freiheit!

Die bloße Mahnung an die Richter, nach bestem Wissen und Gewissen zu urteilen, genügt nicht. Es müßten auch Vorschriften erlassen werden, wie klein das Wissen und wie groß das Gewissen sein darf.

Kinder spielen Soldaten. Das ist sinnvoll. Warum aber spielen Soldaten Kinder?

Der achtstündige Arbeitstag: das übrige gehörte der Kultur. Und ihr glaubt, daß sie auf das Geschäft eingehen wird?

Der Sport ist ein Adoptivkind der Liberalen, und er trägt schon auf eigene Faust zur Verdummung der Familie bei.

Die Mission der Presse ist, Geist zu verbreiten und zugleich die Aufnahmefähigkeit zu zerstören.

Der Journalismus dient nur scheinbar dem Tage. In Wahrheit zerstört er die geistige Empfänglichkeit der Nachwelt.

Vervielfältigung ist insofern ein Fortschritt, als sie die Verbreitung des Einfältigen ermöglicht.

Wenn man bedenkt, daß dieselbe technische Errungenschaft der Verbreitung der „Kritik der reinen Vernunft“ und den Berichten über eine Reise des Wiener Männergesangsvereines gedient hat, dann weicht aller Unfriede aus der Brust und man preist die Allmacht des Schöpfers.

Den Leuten ein X für ein U vormachen – wo ist die Zeitung, die diesen Druckfehler zugäbe?

Wenn's die Religion gilt, so erzählt mir ein Orientreisender, gibt's keinen Bakschisch. Im Abendland kann man das auch der liberalen Presse nachsagen.

Ich las einst ein Zeitungsblatt nicht, das solche Artikelüberschriften enthielt: Die 1869er geheimen Verhandlungen zwischen Osterreich, Frankreich und Italien. – Die Reformbewegung in Persien. – Die Ernennung der kroatischen Sektionschefs. – Die Pforte gegen den Metropolitan von Monastir ... Nachdem ich dieses Zeitungsblatt nicht gelesen hatte, fühlte ich meinen engen Horizont erweitert.

Die Vorsehung einer gottlosen Zeit ist die Presse. Und sie hat sogar den Glauben an eine Allwissenheit und Allgegenwart zur Überzeugung erhoben.

Zeit und Raum sind Erkenntnisformen des journalistischen Subjekts geworden.

Die Zeitungen haben zum Leben annähernd dasselbe Verhältnis, wie die Kartenaufschlägerinnen zur Metaphysik.

5/9

H. Topf der Demokratie

H. M. V.

b. T. #

12 FEB. 1909

Sidi Kham



V. Der Künstler

Mit einem Blick ein Weltbild erfassen, ist Kunst. Wie viel doch in ein Auge hineingeht!

Die Persönlichkeit hat's in sich, das Talent an sich.

Talent haben — Talent sein: das wird immer verwechselt.

Das Talent ist ein aufgeweckter Junge. Die Persönlichkeit schläft lange, erwacht von selbst und gedeiht darum besser.

Es beweist immerhin eine gesunde Konstitution, wenn sich unter der Einwirkung der Strahlen einer Persönlichkeit die Weltanschauung zu schälen beginnt.

Persönlichkeiten sind übel daran. Die Menge sieht nur die Fläche, auf der sich die Widersprüche zeichnen. Aber diese sprechen für eine Höhe, in der ihr Treffpunkt liegt.

Der Nachahmer verfolgt die Spuren des Originals, und hofft, irgendwo müsse ihm das Geheimnis der Eigenart aufgehen. Aber je näher er diesem kommt, um so weiter entfernt er sich von der Möglichkeit, es zu nützen.

Es gibt keine Wollust, die an das Hochgefühl geistiger Zeugung heranreicht, und es gibt keine Trauer, die dem Zustand vergleichbar ist, in den der Künstler nach getanem Werk versinkt. Die Selbstsicherheit des Unbewußtseins schafft jedesmal ihr erstes Werk, und darum jedesmal ihr bestes. Ist es getan, so sieht die Unsicherheit des Bewußtseins, daß es das letzte sei, und darum das schlechteste. Solcher Mutlosigkeit imponiert jedes kritische Bubenwort. Ein Urteil, das dem künstlerischen Schaffen bloß in die Ernüchterung und nicht in den Genuß folgen kann, ist ein wahrer Fluch. Die wissen von der Wollust nichts, die in ihr bloß den Zustand sehen, der der Trauer vorangeht.

Geistige Arbeit gleicht so sehr dem Akt der Wollust, daß man darin unwillkürlich auch der Konvention des Geschlechtslebens gehorcht. Man ist diskret, und wenn eine Frau zu Besuch kommt, während man bei der Arbeit ist, läßt man sie nicht eintreten, um eine peinliche Begegnung zu vermeiden. Der Philister ist mit einer Frau beschäftigt, der Künstler huldigt einem Werk.

Ein guter Stilist soll bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden. Er muß sein Werk so objektivieren können, daß er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung daraufkommt, daß er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muß jene höchste Objektivität bewahren, die die Welt Eitelkeit nennt.

Die Vorstellung, daß ein Kunstwerk Nahrung sei für den philiströsen Appetit, schreckt mich aus dem Schlafe. Vom Bürger verdaut zu werden, verschmähe ich. Aber ihm im Magen liegen zu bleiben, ist auch nicht verlockend. Darum ist es vielleicht am besten, sich ihm überhaupt nicht zu servieren.

Gegen den Fluch des Gestaltenmüssens ist kein Kraut gewachsen.

Die Aufnahmefähigkeit des produktiven Menschen ist gering. Der lesende Dichter macht sich verdächtig.

Wenn es einmal gegenüber den äußeren Eindrücken heißt: Zuzug fernzuhalten, dann ist's ein Beweis, daß die Gedanken nicht streiken.

Ich sah einen Dichter auf der Wiese nach einem Schmetterling jagen. Er legte das Netz auf eine Bank, auf der ein Knabe ein Buch las. Es ist ein Unglück, daß es sonst umgekehrt ist.

Ein Dichter, der liest. Ein Anblick, wie ein Kellner, der ißt.

Wozu sollte ein Künstler den anderen erfassen? Würdigt der Vesuv den Ätna? Es könnte sich höchstens eine feminine Beziehung eifersüchtigen Vergleichens ergeben: Wer speit besser?

Kunstwerke sind überflüssig. Es ist zwar notwendig, sie zu schaffen, aber nicht, sie zu zeigen. Wer Kunst in sich hat, braucht den stofflichen Anlaß nicht. Wer sie nicht hat, sieht nur den stofflichen Anlaß. Dem einen drängt sich der Künstler auf, dem andern prostituiert er sich. In jedem Fall sollte er sich schämen.

Die Kunst dient dazu, uns die Augen auszuwischen.

Wenn's auf der Weltbühne nicht klappt, fällt das Orchester ein.

Der Philister ist nicht imstande, sich seine Gemütshebungen selbst zu besorgen und muß unaufhörlich an die Schönheit des Lebens erinnert werden. Selbst zur Liebe bedarf er einer Gebrauchsanweisung.

Diese finden jenes, jene dieses schön. Aber sie müssen es „finden“. Suchen will es keiner.

Der Philister möchte immer, daß ihm die Zeit vergeht. Dem Künstler besteht sie.

Es gibt zweierlei Kunstgenießer. Die einen loben das Gute, weil es gut, und tadeln das Schlechte, weil es schlecht ist. Die anderen tadeln das Gute, weil es gut, und loben das Schlechte, weil es schlecht ist. Die Unterscheidung dieser Arten ist um so einfacher, als die erste nicht vorkommt. Man könnte sich also leicht auskennen, wenn nicht eine dritte Kategorie hinzutrate. Es sind solche, die das Gute loben, obgleich es gut, und das Schlechte tadeln, wiewohl es schlecht ist. Diese gefährliche Art hat die ganze Unordnung in künstlerischen Dingen verschuldet. Ihr Instinkt weist sie an, das Unrichtige zu treffen, aber vorsätzlich treffen sie das Richtige. Sie haben Gründe, die außerhalb des künstlerischen Empfindens liegen. Ohne den Snobismus, der ihn erhebt, könnte der Künstler leben. Schwerlich ohne die Dummheit, die ihn herabsetzt.

Wenn ein Künstler Konzessionen macht, so erreicht er nicht mehr als der Reisende, der sich im Ausland durch gebrochenes Deutsch verständlich zu machen sucht.

Ein Snob ist unverläßlich. Denn das Werk, das er lobt, kann gut sein.

Nicht alles, was totgeschwiegen wird, lebt.

Die Kritik beweist nicht immer ihren gewohnten Scharfblick; sie ignoriert oft die wertlosesten Erscheinungen.

Einst hatte ein kleiner Schuster ein persönliches Verhältnis zu seinen Stiefeln; heute hat der Dichter keines zu seinen Erlebnissen.

Es gibt keine Erzeuger mehr, es gibt nur mehr Vertreter.

Wir verzichten auf die erdewachsene Kunst und schätzen, was am Platz begehrt ist.

Talent ist häufig ein Charakterdefekt.

Die Ausübung einer Sorte Talent sollte strafgesetzlich verboten sein. Denn sie ist es, die all das Unheil in die Welt gebracht hat, welches als intellektuelle Verunreinigung des Geisteslebens die Kulturentwicklung hindert.

Seit Heine wird nach dem Leisten: „Ein Talent, doch kein Charakter“ geschustert. Oho, meine Herren, so fein unterscheiden wir nicht! Ein Talent, weil kein Charakter.

Das Talent, das schwerpunktlos in der Welt flattert, ist deshalb so bedenklich, weil es der Feindseligkeit des Philisters gegen alles Echte süße Nahrung gibt. Ein Feuilleton begräbt ein Dutzend Kunstwerke.

Die Kunst ist so eigenwillig, daß sie das Talent der Finger und Ellbogen nicht als Befähigungsnachweis gelten läßt.

Künstler haben das Recht, bescheiden, und die Pflicht, eitel zu sein.

Wer das Lob der Menge gern entbehrt, wird sich die Gelegenheit, sein eigener Anhänger zu werden, nicht versagen.

Der Philister langweilt sich und sucht die Dinge, die ihn nicht langweilen. Den Künstler langweilen die Dinge, aber er langweilt sich nicht.

Prinzessin von Gnaden meiner Phantasie — Aschenbrödel meiner Erkenntnis. Der Künstler läßt beide Rollen gleichzeitig spielen. Der Philister ist enttäuscht und zieht die erste zurück.

Musik bespült die Gedankenküste. Nur wer kein Festland bewohnt, wohnt in der Musik. Die leichteste Melodie weckt Gedanken wie die leichteste Frau. Wer sie nicht hat, sucht sie in der Musik und im Weibe. Die Musik des Herrn Richard Strauß ist ein Frauenzimmer, das seine natürlichen Mängel durch eine vollständige Beherrschung des Sanskrit ausgleicht.

Ich lehne es ab, in der Musik aufzugehen. Die es ist, muß in mir aufgehen.

Was ist die Neunte Symphonie neben einem Gassenhauer, den ein Leierkasten und eine Erinnerung spielen!

Die Musik, die ich mir zum Geratter einer Bahnfahrt oder zum Gepolter einer Droschke mache, kann mich höher entrücken als alle philharmonische Andacht.

Ein Leierkasten im Hof stört den Musiker und freut den Dichter.

Geräusch wird störend nie empfunden, weil stets es mit Musik verbunden.

Leidenschaften können Musik machen. Aber nur wortlose Musik. Darum ist die Oper ein Unsinn. Sie setzt die reale Welt voraus und bevölkert sie mit Menschen, die bei einer Eifersuchtsszene, bei Kopfschmerz, bei einer Kriegserklärung singen, ja sterbend selbst auf die Koloratur nicht verzichten. Sie führt durch die Inkongruenz eines menschenmöglichen Ernstes mit der wunderlichen Gewohnheit des Singens sich selbst ad absurdum. In der Operette ist

die Absurdität vorweg gegeben. Sie setzt eine Welt voraus, in welcher die Ursächlichkeit aufgehoben ist, nach den Gesetzen des Chaos, aus dem die andere Welt erschaffen wurde, munterfortgelebt wird und der Gesang als Verständigungsmittel beglaubigt ist. Der „Operettenunsinn“ versteht sich von selbst und fordert nicht die Reaktion der Vernunft heraus. Daß Operettenverschwörer singen, ist selbstverständlich, aber die Opernverschwörer meinen es ernst und schädigen den Ernst ihres Vorhabens durch die Unmotiviertheit ihres Gesanges. Der Operettenunsinn ist Romantik. Die Funktion der Musik, den Kampf des Lebens zu lösen und die gedankliche Tätigkeit entspannend wieder anzuregen, vereinigt sich mit einer verantwortungslosen Heiterkeit, die in jenem Wirrsal ein Bild unserer realen Verkehrtheiten ahnen läßt. Der Gedanke der Operette ist Rausch, aus dem Gedanken geboren werden; die Nüchternheit geht leer aus. Die Voraussetzung einer romantischen Welt wird einer Welt, die mit jedem Tage voraussetzungsloser wird, immer schwerer. Darum muß die Operette vernünftig gemacht werden. Sie muß die Romantik ihrer Herkunft verleugnen und der Vernunft eines Commis voyageur huldigen. Die Forderung, daß die Operette vor der reinen Vernunft bestehe, war die Urheberin des reinen Operettenblödsinns. Jetzt singen nicht mehr die Bobèche und Sparadrap, die Schäferprinzen und Prinzessinnen von Trapezunt, die fürchterlichen Alchymisten, in deren Gift Kandel-

zucker ist, keine Königsfamilie wird mehr beim bloßen Wort „Trommel“ zu musikalischen Exzessen hingerissen, kein Hauch eines Tyrannen wirft einen falsch mitsingenden Höfling nieder. Aber Attachés und Leutnants bringen sachlich in Tönen vor, was sie uns zu sagen haben. Pfui Teufel! . . . Psychologie ist die ultima ratio der Unfähigkeit, und so muß auch die Operette psychologisiert werden. Aber als der Unsinn blühte, war er ein Erzieher. Indem die Grazie das künstlerische Maß dieser Narrheit war, konnte dem Operettenunsinn ein lebensbildender Wert zugesprochen werden. Ein Orchesterwitz in Offenbachs Blaubart hat mir mehr Empfindung beigebracht, als hundert Opern. Erst jetzt, da das Genre Vernunft angenommen und den Frack angezogen hat, wird es sich die Verachtung verdienen, die ihm die Ästhetik seit jeher bekundet.

Ich kann mir denken, daß ein junger Mensch von den Werken Offenbachs, die er in einem Sommertheater zu sehen bekommt, entscheidende Eindrücke empfängt als von jenen Klassikern, zu deren verständnisloser Empfängnis ihn die Pädagogik antreibt. Vielleicht könnte ihm sogar das Zerbild der Götter den wahren Olymp erschließen. Vielleicht wird seine Phantasie zu der Bewältigung jener Fleißaufgabe gesponnt, sich aus der „Schönen Helena“ das Bild jener Heroen zu formen, das ihm die Ilias noch vor-enthält.

Nichts ist sinnloser als der Ruf nach trikotfreien Tänzerinnen. Es ist die Forderung jenes Literaturvegetariertums, das Kunst und Natur so gründlich mißversteht und, indem es sie identifiziert, Wirkungen herbeiführt, die es abschaffen möchte. Der ungeschminkte Schauspieler spielt als Bleichgesicht vor Indianern, der ungeschminkte Dialekt ist affektiert und die Nacktheit der Tänzerin ist ein Kostüm.

Die Naturheilmethode wütet auch in der Kunst.

Es besteht der Verdacht, daß die ganze moderne Kunst von Nebenwirkungen lebt. Die Schauspielerei von Mängeln, die Musik von Nebengeräuschen.

Nichts wird von der Schauspielkritik so gern verwechselt wie die Persönlichkeit, die immer sich selbst ausdrückt, und der Mangel, der nichts anderes als sich selbst ausdrücken kann: beides ist „Natur“. Wir haben einmal an jedem Abend das Glück gehabt, ein paar merkwürdige Menschen vor uns hintreten zu sehen, die sich schauspielerisch nie so ganz verwandeln konnten, daß wir in ihnen die merkwürdigen Menschen verkannt hätten. Aber nun sagt man uns, die Eigenart habe sich differenziert und Individualitäten seien auch jene, die man sofort daran erkennt, daß sie heiser sind oder stottern oder schielen. Zwei Falstaffs gegenüber ist solche Kritik ratlos: soll sie einer Fülle, die sich selbst spielt, den Vorzug geben, oder einem glaubhaften Wanst?



VI.

Über Schreiben und Lesen

Es gibt zwei Arten von Schriftstellern. Solche, die es sind, und solche, die es nicht sind. Bei den ersten gehören Inhalt und Form zusammen wie Seele und Leib, bei den zweiten gehören Inhalt und Form zusammen wie Leib und Kleid.

Das geschriebene Wort sei die naturnotwendige Verkörperung eines Gedankens und nicht die gesellschaftspflichtige Hülle einer Meinung.

Wer Meinungen von sich gibt, darf sich auf Widersprüchen nicht ertappen lassen. Wer Gedanken äußert, denkt auch zwischen den Widersprüchen. Es ist ein unglücklicher Hang unserer Tage, Gedanken mit Meinungen zu verwechseln. Wir fragen nach der Nutzenanwendung eines lyrischen Gedichtes und nageln Goethe auf den Widerspruch zwischen einer Morgenstimmung und einer Abendstimmung fest.

Ansichten pflanzen sich durch Teilung, Gedanken durch Knospung fort.

Einer Idee ist weit mehr gedient, wenn sie nicht so gefaßt ist, daß sie den geraden Weg in die Massen nehmen kann. Nimmt sie nur den Weg durch das Hindernis einer Persönlichkeit, so erreicht sie mehr, als sie je erreichen könnte, wenn sie sich populär macht. Es beweist mehr für ihre Tragfähigkeit, daß sie ein Kunstwerk erzeugen kann, als daß sie in der schmucksten Hülle eines Tendenzwerkes zu unmittelbarer Wirkung gelangt. Eine Idee dient entweder einem Werk oder ein Werk dient ihr. Strömt sie in Kunst über, so geht sie gleichsam im Weltraum auf und wird auf der Erde zunächst nicht wahrgenommen. Im andern Falle dringt sie aus dem Werk und mündet in den Gehirnen der Gegenwart. Eine Idee aber soll von sich sagen können, sie komme gar wenig unter Leute.

Die wahren Agitatoren für eine Sache sind die, denen die Form wichtiger ist. Kunst hindert die unmittelbare Wirkung zugunsten einer höhern. Freilich sind ihre Produkte nicht marktgängig. Sie fänden nicht einmal dann reißenden Absatz, wenn die Kolporteurs riefen: „Sensationelle Entdeckungen aus dem deutschen Sprachschatz!“

Der Gedanke ist ein Kind der Liebe. Die Meinung ist in der bürgerlichen Gesellschaft anerkannt.

Was leicht ins Ohr geht, geht leicht hinaus. Was schwer ins Ohr geht, geht schwer hinaus. Das gilt vom Schreiben noch mehr als vom Musikmachen.

Wer nichts der Sprache vergibt, vergibt nichts der Sache.

Über Probleme des geschlechtlichen Lebens spricht man nicht auf der Gasse. Man erlebt und gestaltet sie; aber man spricht nicht davon.

Ein Schriftsteller, der einen täglichen Fall verewigt, kompromittiert nur die Aktualität. Wer aber die Ewigkeit journalisiert, hat Aussicht, in der besten Gesellschaft anerkannt zu werden.

Warum mutet man einem Musiker nicht zu, daß er gegen einen Übelstand eine Symphonie verfasse? Ich mache schon längst keine Programmmusik mehr.

Daß einer sich der Sprache bedient, um zu sagen, daß ein Minister unfähig ist, macht ihn noch nicht zum Schriftsteller.

Der Stoff, den der Musiker gestaltet, ist der Ton, der Maler spricht in Farben. Darum maßt sich kein ehrenwerter Laie, der nur in Worten spricht, ein Urteil über Musik und Malerei an. Der Schriftsteller gestaltet ein Material, das jedem zugänglich ist: das Wort. Darum maßt sich jeder Leser ein Urteil über die literarische Kunst an. Die Analphabeten des Tons und der Farbe sind bescheiden. Aber Leute, die lesen können, sind keine Analphabeten.

Die Sprache ist das Material des literarischen Künstlers; aber sie gehört ihm nicht allein, während die Farbe doch ausschließlich dem Maler gehört. Darum müßte den Menschen das Sprechen verboten werden. Die Zeichensprache reicht für die Gedanken, die sie einander mitzuteilen haben, vollkommen. Ist es erlaubt, uns ununterbrochen mit Olfarben die Kleider zu beschmieren?

Ist Schriftstellerei nicht mehr als die Fertigkeit, dem Publikum eine Meinung mit Worten beizubringen? Dann wäre Malerei die Fertigkeit, eine Meinung in Farben zu sagen. Aber die Journalisten der Malerei heißen eben Anstreicher. Und ich glaube, daß ein Schriftsteller jener ist, der dem Publikum ein Kunstwerk sagt. Es war das feinste Kompliment, das mir je gemacht wurde, als mir ein Leser gestand, er komme meinen Sachen erst bei der zweiten Lesung auf den Geschmack. Das war ein Kenner, und er wußte es nicht. Das Lob meines Stils läßt mich gleichgültig, aber die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, werden mich bald übermütig machen. Ich hatte wirklich lange genug gefürchtet, man werde schon bei der ersten Lektüre ein Vergnügen an meinen Schriften haben. Wie? Ein Aufsatz sollte dazu dienen, daß das Publikum sich mit ihm den Mund ausspüle? Die Feuilletonisten, die in deutscher Sprache schreiben, haben vor den Schriftstellern, die aus der deutschen Sprache schreiben, einen gewaltigen Vorsprung. Sie gewinnen auf den ersten Blick und enttäuschen den zweiten: es ist, als ob man plötzlich hinter den Kulissen stünde und sähe, daß alles von Pappe ist. Bei den anderen aber wirkt die erste Lektüre, als ob ein Schleier die Szene verhüllte. Wer sollte da schon applaudieren? Wer aber ist so theaterfremd, sich vor der Vorstellung zu entfernen oder zu zischen, ehe die Szene sichtbar wird? So benehmen sich die meisten; denn sie haben keine Zeit. Nur für die Werke der Sprache haben sie keine Zeit. Von den Gemälden lassen sie es eher gelten, daß nicht bloß ein Vorgang dargestellt werden soll, den der erste Blick ergreift: einen zweiten ringen sie sich ab, um auch etwas von der Farbenkunst zu spüren. Aber eine Kunst des Satzes? Sagt man ihnen, daß es so etwas gibt, so denken sie an die Befolgung der Sprachgesetze.

In der Sprachwissenschaft muß ein Autor nicht unfehlbar sein; die Verwendung unreiner Materials kann einem künstlerischen Zweck frommen. Ich vermeide Lokalismen nicht, wenn sie einer satirischen Absicht dienen. Der Witz, der mit gegebenen Vorstellungen arbeitet und eine geläufige Terminologie voraussetzt, zieht die Sprachgebräuchlichkeit der Sprachrichtigkeit vor, und nichts ist mir ferner, als der Ehrgeiz puristischen Strebens. Es handelt sich um Sprachkunst. Daß es so etwas gibt, spüren fünf unter tausend. Die anderen sehen eine Meinung, an der etwa ein Witz hängt, den man sich bequem ins Knopfloch stecken kann. Von dem Geheimnis organischen Wachstums haben sie keine Ahnung. Sie schätzen nur den Materialwert. Eine platte Vorstellung kann zu tiefster Wirkung gebracht werden; sie wird unter der Betrachtung solcher Leser wieder platt. Die Trivialität als Element satirischer Wirkung: ein Kalauer bleibt in ihrer Hand.

Der Kalauer, als Selbstzweck verächtlich, kann das edelste Mittel einer künstlerischen Absicht sein, weil er der Abbeviatur einer witzigen Anschauung am besten dient. Er kann ein sozialkritisches Epigramm sein.

Die sprachliche Trivialität kann ein Element des künstlerischen Ausdrucks sein, nämlich des Witzes. Der Schriftsteller, der sich ihrer bedient, ist echter Feierlichkeit fähig. Das Pathos an und für sich ist ebenso wertlos wie die Trivialität als solche.

Die Form ist der Gedanke. Sie macht einen mittelmäßigen Ernst zum tieferen Witz. So, wenn ich sage, daß in ein Kinderzimmer, wo wilde Rangen spielen, ein unzerreißbares Mutterherz gehört.

Es ist unmöglich, einen Schriftsteller, dessen Kunst das Wort ist, zu kopieren oder zu plagieren. Man müßte sich schon die Mühe nehmen, sein ganzes Werk abzuschreiben. Worte, die für sich bestehen, sich dem Gedächtnis des Durchschnitts einprägen und darum auch nicht den größten Wert haben, können abgenommen werden. Wie schal und leer wirken sie aber plötzlich in der andern Umgebung. Nicht wiederzuerkennen! Ein Witz, der als die naturnotwendige Äußerung eines Zorns entstanden ist, hat manchmal das Unglück, so locker zu sitzen, daß ihn jeder Lümmel abreißen kann, der vorübergeht. Die Blüte läßt sich pflücken und welkt rasch. Ob sie nun ein Leser an seinen Hut steckt oder ein Literat an seinen blütenleeren Baum. Zwar müßte man besonders eifersüchtig auf solche Blüten sein. Denn das Publikum weiß nur von diesen. Daß ich ein paar üble Dinge berührt und dazu ein paar gute Witze gemacht habe, weiß mancher. Die besseren kann man glücklicherweise nicht zitieren. Gelingt es einem, scheinbar entlegene Zeiterscheinungen, Gegenständliches und Hintergründliches, in einem Zug so zusammenzufassen, daß der Gedanke ein abgekürzter Aufsatz ist, dient der Sprachwitz selbst pathetischer Empfindung als Kompositionselement, so ist keine Aussicht auf eine Popularität beim Kaffeehausleser gegeben.

Man muß meine Arbeiten zweimal lesen, um Geschmack daran zu finden. Aber ich habe auch nichts dagegen, daß man sie dreimal liest. Lieber aber ist mir, man liest sie überhaupt nicht, als bloß einmal. Die Kongestionen eines Dummkopfs, der keine Zeit hat, möchte ich nicht beantworten.

Man muß alle Schriftsteller zweimal lesen, die guten und die schlechten. Die einen wird man erkennen, die anderen entlarven.

Er beherrscht die deutsche Sprache — das gilt vom Kommiss. Der Künstler ist ein Diener am Wort.

Journalist heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommiss vermöchte.

Es gibt Schriftsteller, die schon in zwanzig Seiten ausdrücken können, wozu ich manchmal sogar zwei Zeilen brauche.

Die Ideensumme eines literarischen Aufsatzes sei das Ergebnis einer Multiplikation, nicht einer Addition.

Werdegang des Schreibenden: Im Anfang ist man's ungewohnt und es geht deshalb wie geschmiert. Aber dann wird's schwerer und immer schwerer, und wenn man erst in die Übung kommt, dann wird man mit manch einem Satz nicht fertig.

Ich habe einmal bei der Korrektur meiner Schriften für eine Buchausgabe gesehen, daß ich irgendwo den Konflikt zwischen Naturgeboten und Sexualethik in einem einzigen Satz ausgedrückt habe: „So wachsen die Kinder dieser Zeit heran, wissen nicht, was sie müssen, und wissen so viel, was sie nicht dürfen.“ Der Setzer hatte daraus den folgenden Satz gemacht: „So wachsen die Kinder dieser Zeit heran, wissen nicht, was sie wissen müssen, und wissen so viel, was sie nicht dürfen.“ Ein ganz verständlicher Gedanke, bei dem keinem Leser der Kopf wirbeln wird: er berührt das Problem sexueller Aufklärung. Und dies ist viel gefälliger als der frühere Gedanke. Trotzdem habe ich den früheren Gedanken wiederhergestellt. Aber es ist ein lehrreiches Beispiel für meine Methode, denn es zeigt in erschreckender Weise: Meine Weltanschauung kann Gott sei Dank durch einen Druckfehler zerstört werden!

Es ist erlaubt, im Quell der deutschen Sprache ein Fußbad zu nehmen. So sollte ein Labetrunk verboten sein.

Daß sie das Feuilleton lebensfähig erhalten, ist das höchste Kompliment, das man den Literaten von heute machen kann. Wie aber klingt es, wenn man ihnen sagt, daß sie das Leben feuilletonfähig gestalten?

Feuilletonisten und Friseur haben gleich viel mit den Köpfen zu schaffen.

Ein Feuilleton schreiben heißt auf seiner Glatte Locken drehen.

Die gefährlichsten Literaten sind die, welche ein gutes Gedächtnis aller Verantwortung erhebt. Sie können nichts dafür und nichts dagegen, daß ihnen etwas angeflogen kommt. Da ist mir ein ehrlicher Plagiator lieber.

Zuerst riecht der Hund, dann hebt er selbst das Bein. Gegen diesen Mangel an Originalität kann man füglich nichts einwenden. Aber daß der Literat zuerst liest, ehe er schreibt, ist trostlos.

Der eine schreibt, weil er sieht, der andere, weil er hört.

In der Literatur gibt es zwei verschiedene Ähnlichkeiten. Wenn man findet, daß ein Autor einen andern zum Verwandten, und wenn man entdeckt, daß er ihn bloß zum Bekannten hat.

Der Vorsatz des jungen Jean Paul war, „Bücher zu schreiben, um Bücher kaufen zu können“. Der Vorsatz unserer jungen Schriftsteller ist, Bücher zu kaufen, um Bücher schreiben zu können.

Zu seiner Belehrung sollte ein Schriftsteller mehr leben als lesen. Zu seiner Unterhaltung sollte ein Schriftsteller mehr schreiben als lesen. Dann können Bücher entstehen, die das Publikum zur Belehrung und zur Unterhaltung liest.

Ich kenne keine schwerere Lektüre, als die leichte. Die Phantasie stößt an die Gegenständlichkeiten und ermüdet zu bald, um auch nur selbsttätig weiterzuarbeiten. Man durchfliegt die Zeilen, in denen eine Gartenmauer beschrieben wird, und der Geist weilt inzwischen auf einem Ozean. Wie genußvoll wäre die freiwillige Fahrt, wenn nicht gerade zur Unzeit das steuerlose Schiff wieder an der Gartenmauer zerschellte. Die schwere Lektüre bietet Gefahren, die man übersehen kann. Sie spannt die Kraft an, während die andere die Kraft frei macht und sich selbst überläßt. Schwere Lektüre kann eine Gefahr für schwache Kraft sein. Leichter Lektüre ist starke Kraft die Gefahr. Jener muß der Geist gewachsen sein. Diese ist dem Geist nicht gewachsen.

13

II K



100

Wenn in einer Stadt die Dummheit ausgebrochen ist, werde sie für verseucht erklärt. Dann darf aber auch kein Fall verheimlicht werden. Wie leicht kann es geschehen sein, daß ein Trottel in einem Haus ein- und ausgegangen ist, in dem Kinder sind. In solchen Zeiten empfiehlt sich Sperrung der Schulen, nicht, wie man meinen könnte, Eröffnung von Schulen.

*

Daß Bildung der Inbegriff dessen sei, was man vergessen hat, ist eine gute Erkenntnis. Darüber hinaus ist Bildung eine Krankheit und eine Last für die Umgebung des Gebildeten. Eine Gymnasialreform, die auf die Abschaffung der toten Sprachen mit der Begründung hinarbeitet, man brauche sie eben nicht fürs Leben, ist lächerlich. Erst wenn man sie fürs Leben brauchte, müßte man sie abschaffen. Sie helfen freilich nicht dazu, daß man sich einst in Rom oder Athen durch die Sehenswürdigkeiten durchfrage. Aber sie pflanzen in uns die Fähigkeit, uns diese vorzustellen. Die Schule dient nicht der Anhäufung praktischen Wissens. Aber Mathematik reinigt die Gehirnbahnen, und wenn man Jahreszahlen büffeln muß, die man nach dem Austritt sogleich vergißt, so tut man trotzdem nichts Unnützes. Verfehlt ist nur der Unterricht in der deutschen Sprache. Aber dafür lernt man sie durch das Lateinische, das noch diesen besonderen Wert hat. Wer gute deutsche Aufsätze macht, wird ein deutscher Kommis. Wer schlechte macht und dafür im Lateinischen besteht,

wird wahrscheinlich ein deutscher Schriftsteller. Was die Schule zu tun vermag, ist, daß sie jenen Dunst von den Dingen schafft, in den eine Individualität gestellt werden kann. Weiß einer noch nach Jahren, aus welchem klassischen Drama und aus welchem Akt ein Zitat stammt, so hat die Schule ihren Zweck verfehlt. Aber fühlt er, wo es stehen könnte, so ist er wahrhaft gebildet und die Schule hat ihren Zweck vollkommen erreicht.

*

Nicht der Stock war abzuschaffen, sondern der Lehrer, die ihn schlecht anwendet. Solche Gymnasialreform ist, wie alles humanitäre Flickwerk, ein Sieg über die Phantasie. Dieselben Lehrer, die bis nun nicht imstande waren, mit Hilfe des Katalogs zu einem Urteil zu gelangen, werden sich jetzt liebevoll in die Schülerindividualität versenken müssen. Die Humanität hat den Alpdruck der Furcht vor dem „Drankommen“ beseitigt, aber das gefahrlose Schülerleben wird unerträglicher sein als das gefährliche. Zwischen „vorzüglich“ und „ganz ungenügend“ liegt ein Spielraum für romantische Erlebnisse. Ich möchte den Schweiß um die Trophäen der Kindheit nicht von meiner Erinnerung wischen. Mit dem Stachel ist auch der Sporn dahin. Der Gymnasiast lebt ehrgeizlos wie ein lächelnder Weltweiser und tritt unvorbereitet in die Streberie des Lebens, die sein Charakter ehemals schadlos antizipiert hatte, wie der geimpfte Körper die Blattern. Er

hatte alle Gefahren des Lebens bis zum Selbstmord verkostet. Anstatt daß man die Lehrer verjagt, die ihm das Spiel der Gefahren zum Ernst erwachsen ließen, wird der Ernst des geruhigen Lebens verordnet. Früher erlebten die Schüler die Schule, jetzt müssen sie sich von ihr bilden lassen. Mit den Schauern ist die Schönheit vertrieben und der junge Geist steht vor der Kalkwand eines protestantischen Himmels. Die Schülerelbstmorde, deren Motiv die Dummheit der Lehrer und Eltern war, werden aufhören, und als legitimes Selbstmordmotiv bleibt die Langeweile zurück.

*

Eine umfassende Bildung ist eine gut dotierte Apotheke; aber es besteht keine Sicherheit, daß nicht für Schnupfen Cyankali gereicht wird.

*

Wenn einer für „universell gebildet“ gilt, hat er vielleicht noch eine große Chance im Leben, daß er es am Ende doch nicht ist.

*

Ja, gibt es denn keinen Schutz gegen den Druckfehler, der, so oft von einer stupiden Belesenheit gesprochen werden soll, eine „stupende“ daraus macht?

*

In einen hohlen Kopf geht viel Wissen.

*

Die Bildung hängt an seinem Leib wie ein Kleid an einer Modellpuppe. Bestenfalls sind solche Gelehrte Probiermansellen des Fortschritts.

*

Die „Männer der Wissenschaft“ sagt ihr viele nach, aber die meisten mit Unrecht.

*

Der Wert der Bildung offenbart sich am deutlichsten, wenn die Gebildeten zu einem Problem, das außerhalb ihrer Bildungsdomäne liegt, das Wort ergreifen.

*

Die Deutschen sitzen an der Tafel einer Kultur, in deren Hause Prahlhans Küchenmeister ist.

*

Ob Goethe oder Schiller bei den Deutschen populärer sei, ist ein alter Streit. Und doch hat Schiller mit dem Wort „Franz heißt die Kanaille“ nicht entfernt jene tiefgreifende Wirkung geübt, die dem Satz, den Goethes Götz dem Hauptmann zurufen läßt, dank seiner allgemeinen Fassung beschieden war. Da seit Jahrzehnten kaum ein Gerichtstag vergeht, ohne daß der Bericht von dem Angeklagten zu sagen wüßte, er habe an den Kläger „die bekannte Aufforderung aus Goethes Götz“ gerichtet, so ist es klar, daß Goethes Nachruhm bei den Deutschen fester gegründet ist. Wie das Volk seine Geister ehrt, geht aber nicht nur daraus

hervor, daß es in Goethes Werken sofort die Stelle entdeckt hat, die der deutschen Zunge am schmachhaftesten vorkommt, sondern daß heute keiner mehr so ungebildet ist, die Redensart zu gebrauchen, ohne sich dafür auf Goethe zu berufen.

*

Der deutsche Hochgedanke hat dank der Normalwäsche den Weg durch Einheit zur Unreinheit genommen.

*

Sei es Manufaktur, sei es Literatur, sei es Juristerei oder Musik, sei es Medizin oder Bühne: vor der Allgewalt des Kommis gibt es in der Welt des heiligen Geistes kein Entrinnen.

*

Ursprünglich dem Kaufmannsstande bestimmt, widmete er sich später tatsächlich der Literatur.

*

Der neue Siegfried. An dem unermeßlichen Wandel der Vorstellung, die einst mit dem Namen verknüpft war, mag man die Überlegenheit seines heutigen Trägers erkennen. Seine Haut hat auch nicht eine Stelle, die nicht horten wäre, und den Weg zum goldenen Hort kennt er besser als der andere; denn seine Platzkenntnis ist verblüffend.

*

Wenn Fürsten fallen, pißt der Pöbel geschwind noch aufs Pflaster.

*

Es kommt die Zeit, wo das goldene Vließ vom goldenen Kalb bezogen wird.

*

Und wenn's einen Orden mit Nachsicht der Menschenrechte zu erlangen gälte, unsere Zeitgenossen liefen sich die Füße wund. Was sie zur Gesellschaft zusammenschließt, sind Bänder, und ihre Ausgeschlossenen sind Märtyrer, die kein Kreuz bekommen haben. Es ist das alte Lied der Dummheit, die sich noch sehen lassen möchte, wenn ihr in Anerkennung ihrer Verdienste um den Weltuntergang ein Stern auf den Kopf fiele.

*

Man träumt oft, daß man fliegen könne. Jetzt träumt die Menschheit; aber sie spricht zu viel aus dem Schlafe.

*

Die Erde macht mobil, seitdem die Menschen die „Eroberung der Luft“ versuchen.

*

Die Natur mahnt zur Besinnung über ein Leben, das auf Äußerlichkeiten gestellt ist. Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich allenthalben kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein

zum Prokrustesbett macht, Krankheiten der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte, wo immer er ihrer Züge gewahr wird: an der Natur, am Weibe und am Künstler. Einer Welt, die ihren Untergang ertrüge, wenn ihr nur seine kinematographische Vorführung nicht versagt bleibt, kann man mit dem Unbegreiflichen nicht bange machen. Aber unserteils nimmt ein Erdbeben als Protest gegen die Einrichtungen der Demokratie ohne weiteres hin und zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß ein Übermaß menschlicher Dummheit die Elemente empören könnte.

*

Nach dem Untergang Messinas: Es gewährt einige Beruhigung, dies Wüten der Natur gegen die Zivilisation als einen zahnlosen Protest gegen die Verheerungen aufzufassen, die diese in der Natur angerichtet hat. Was hat sie aus den Weibern gemacht! Durch eine grandiose Huldigung ließe sich die Natur versöhnen, durch ein Opferfest des Wohluns zum wohlthätigen Zweck. Christliche Liebe vergesse, christlich zu sein! Heran die Samariterinnen! Heran die Samariter! Alle, die heute bloß mit Unlust spenden, heran! Man kann an einem Tage Völker ersetzen. Man kann an einem Tage Reichtümer sammeln und Städte aufbauen. Ein Tag zur Feier des Lebens in der ganzen Welt, die eine Totenklage erfüllt!

*

Die Aufgabe der Religion, die Menschheit zu trösten, die zum Galgen geht, die Aufgabe der Politik, sie lebensüberdrüssig zu machen, die Aufgabe der Humanität, ihr die Galgenfrist abzukürzen und gleich die Henkermahlzeit zu verkürzen.

*

Hoge / ...
Lass die ...
mit ...

H 0

+ 0

H 0
H 0

≠

H 1

1;

Trug ...
Abgelehnt ...
nicht ...
Hain

23 FEB 1909

WESSE & BECKER, Buchdruckerei
27 JAN 1909
LIPZIG

Widi Klauke

Der wahrhaft und in jedem Augenblick produktive Geist wird zur Lektüre nicht leicht anstellig sein. Er verhält sich zum Leser wie die Lokomotive zum Vergnügungsreisenden. Auch fragt man den Baum nicht, wie ihm die Landschaft gefällt.

In der literarischen Arbeit finde ich einen Genuß und der literarische Genuß wird mir zur Arbeit. Um das Werk eines anderen Geistes zu genießen, muß ich mich erst kritisch dazu anstellen, also die Lektüre in eine Arbeit verwandeln. Trotzdem werde ich noch immer lieber und leichter ein Buch schreiben als lesen.

Einen Roman zu schreiben, stelle ich mir als ein reines Vergnügen vor. Nicht ohne Schwierigkeit ist es bereits, einen Roman zu erleben. Aber einen Roman zu lesen, davor hüte ich mich, so gut es irgend geht.

Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?

Der Leser läßt es sich gern gefallen, daß der Autor ihn an Bildung beschämt. Es imponiert einem jeden, daß er nicht gewußt hat, wie Korfu auf albanisch heißt. Denn von nun an weiß er es und kann sich vor den anderen, die es noch immer nicht wissen, auszeichnen. Bildung ist die einzige Prämisse, die das Publikum nicht übel nimmt, und der Ruhm des Tages ist einem Autor sicher, der den Leser in diesem Punkte demühtigt. Wehe dem andern aber, der Fähigkeiten voraussetzt, die nicht nachgeholt werden können oder deren Verwendung mit Unbequemlichkeiten verbunden ist! Daß der Autor mehr gewußt hat als der Leser, ist in Ordnung; aber daß er mehr gedacht hat, wird ihm so leicht nicht verziehen. Das Publikum darf nicht dümmere sein. Es ist sogar gescheiter als der gebildete Autor, denn es erfährt aus einer Zeitschrift, wie Korfu auf albanisch heißt, während jener erst ein Lexikon befragen mußte.

Wenn man einen seiner mythologisch-politischen Aufsätze liest, lernt man die Bildung mehr hassen, als unbedingt notwendig ist.

Der tiefgefühlte Mangel an Persönlichkeit schuf den Zustand einer geistigen Feuersnot. Die Ochsen rennen aus dem Stall in den Brand, der Publizist rannte aus dem Stoff in die Bildung. Man hielt sich im geistigen Quaal die Nase zu.

Ein Agitator ergreift das Wort. Der Künstler wird vom Wort ergriffen.

Gewiß ist die Erwerbung von Persönlichkeit innerhalb einer Partei nicht denkbar. Steht man aber auch außerhalb aller Parteien, so kann man doch manchmal der Notwendigkeit nicht entgehen, eine Farbe zu bekennen, die zufällig eine Parteifarbe ist. Das ist fatal, aber als Schriftsteller hat man einen ehrenvollen Ausweg. Für die andere mag die Meinung die Hauptsache sein, aber wichtiger ist der Tonfall in dem man eine Meinung sagt. Ein Journalist, der jahrzehntelang der Lebensanschauung des Adels hofiert hat, fühlt sich im Rechtsstreit mit einem Adligen verkürzt und schreibt: „Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz oder Gericht sind alle Bürger gleich.“ Das ist wahr. (es ist mit tierischem Ernst gesagt, so, als ob das ganze Gedankenleben des Sagenden in dieser Forderung kulminierte. Ich würde in ähnlicher Lage dieselbe Forderung stellen, aber ich glaube, daß mich beim stärksten Nachdruck, mit dem ich's täte, noch immer eine Kluft von den Verfechtern der Menschenrechte trennte, und zwar so, daß das Gericht zur Einsicht von seiner Ungerechtigkeit käme und die Demokratie um meinetwillen Aufhebung der Gleichheit vor dem Gesetz verlangte. Wenn ich eine liberale Forderung stellen muß, so stelle ich sie so, daß die Reaktion pariert und der Liberalismus mich verleugnet. Auf den Tonfall der Meinung kommt es an und auf die Distanz, in der man sie ausspricht. Es ist ein Zeichen literarischer Unbegabung, alles in gleichem Tonfall und in gleicher Distanz zu sagen.)

Der Diplomat E. wurde einer geschlechtlichen Beziehung zu einem Manne namens Ernst beschuldigt, und der Journalist H. schreibt über seine diplomatischen Fähigkeiten die Worte: „Es fehlte ihm an Sitzfleisch und Ernst.“ Hätte Heine diesen Satz geschrieben, so hätte er so gleich auch hinzugefügt: natürlich nicht in jedem Sinne der Worte. Es wäre eine niedrige Pointe gewesen, im Stil jener Äußerungen über Platen, von denen man kaum begreifen kann, daß sie den literarischen Ruhm ihres ~~Lebens~~ nicht erstickt haben. Heine hätte den Witz gemacht/ oder er hätte wenigstens sofort gemerkt, daß der ernstgemeinte Satz ein Witz sei, was auf das ~~schöpferische~~ ^{schöpferische} Verdienst ~~hinausweist~~ ^{hinausweist}. Dem humorlosen Journalisten aber fehlt die Fähigkeit, einen Witz zu beabsichtigen oder sich eines witzigen Sinnes bewußt zu werden. Nun gibt es nichts, was das schriftstellerische Können empfindlicher bloßstellt, als im Leser Vorstellungen zu erzeugen, die man nicht bezweckt hat. Lieber nicht zum Ausdruck bringen, was man meint, als zum Ausdruck bringen, was man nicht meint. Der Schriftsteller muß sämtliche Gedankengänge kennen, die sein Wort eröffnen könnte, und nicht jenen ~~hinsuchen~~ ^{hinsuchen}, der ihm paßt. Er muß wissen, was mit seinem Wort geschieht. Je mehr Beziehungen dieses eingeht, um so größer die Kunst; aber es darf nicht Beziehungen eingehen, die seinem Künstler verborgen bleiben. Wer den Diplomaten E. in eine Beziehung zu „Sitzfleisch und Ernst“ bringt und nicht merkt, daß er einen Witz gemacht hat, ist kein Schriftsteller. Wer ~~freilich~~ ^{freilich} den witzigen Sinn der Wendung ~~herstellt~~ ^{herstellt}, flößt mir nicht gerade Respekt ein. Ich hätte es damit so gehalten: Die erste Bemerkung unterdrückt, weil ihr ~~witziger Nebensinn mir aufgegangen~~ ^{witziger Nebensinn mir aufgegangen} wäre, und wäre sie mir als Witz eingefallen, sie ~~gerade deshalb~~ ^{gerade deshalb} nicht geschrieben.

Ein Esel meint, mein ~~Witz~~ ^{Witz} über den Stil H's ~~ist~~ ^{ist} Schwulst ~~ist~~ ^{ist} Krücke ~~sei~~ ^{sei} ein Selbstbekenntnis. Gewiß, ich bin manchmal so „schwer verständlich“ wie jener. Die Distanz zwischen uns und dem Kaffeehausleser ist eine gleich weite. Nur daß ihm dieser ungeduldig vorausleitet und die ganze politische Mythologie im Stich läßt, wenn Herr H. mit einem Gedankenminus noch lange nicht fertig ist, und daß es mir gelingt, dem Leser zu enteilen. Nichts weiter als der Unterschied zwischen Fett und Sehnen. Daß jenes dem Leser immer noch wohlgefälliger ist, mag sein, aber daß er zwei so verschiedene Körperlichkeiten verwechselt, ist traurig. Sonst räume ich gern ein, daß es Autoren gibt, die vor mir den Nachteil voraus haben, daß sie leicht verständlich schreiben. Aber auch diesen Unterschied den Unterschied seiner Schreibweise, in der Gedanke Sprache und Sprache Gedanke geworden ist, und einer, in der die Sprache bloß die Hülle einer Meinung abgibt ~~sind die~~ ^{sind die} wenigsten imstande, zu erkennen. Es ist heute möglich, einen Bildhauer mit einem Schneider zu verwechseln, weil beide Formen schaffen.

Nur eine Sprache, die den Krebs hat, neigt zu Neubildungen.

Ungewöhnliche Worte zu gebrauchen, ist eine literarische Unart. Man darf dem Publikum bloß gedankliche Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff und haben sich vorher am Speck den Magen verdorben. Das gilt vom Anhang und vom Stil eines gewissen deutschen Publizisten.

Heine ist ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Zauberei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der anderen Hand herangebracht, und es war Eau de Cologne.

Heine hat das Höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist. Höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird.

Eines der unbedeutendsten und berühmtesten Gedichte Heinrich Heines beginnt mit der Frage, was die einsame Träne will, die dem Dichter ja den Blick trübt, die, wie er selbst zugibt, aus alten Zeiten in seinem Auge zurückgeblieben ist und die trotzdem durch das ganze Gedicht in ungetrocknetem Zustande konserviert wird. Wiewohl er sich hier also selbst der Möglichkeit einer klaren Anschauung beraubt hat, ist diesem Lyriker die Plastik der Träne ausnahmsweise gelungen. Ich möchte ihm beinahe nachrühmen, daß er die Poesie des Gerstenkorns gefunden hat.

Wo weder zum Weinen Kraft ist noch zum Lachen, lächelt der Humor unter Tränen.

Die sentimentale Ironie ist ein Hund, der den Mond anbellt, die weil er auf Gräber pißt.

Ich kenne eine Sorte sentimentaler Schriftsteller, die platt ist und stinkt. Wanzen aus Heines Matratzengruft.

In der Literatur hüte man sich vor den Satzbauschwindlern. Ihre Häuser bestehen aus Fenstern, um die eine Mauer geführt ist.

Geistige Zuckerbäcker liefern kandierte Lesefrüchte.

„Gut schreiben“ ohne Persönlichkeit kann für den Journalismus reichen. Allenfalls für die Wissenschaft. Nie für die Literatur.

Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, nicht zu schreiben.

Witzigkeit ist manchmal Witzarmut, die ohne Hemmung sprudelt.

Die Beliebtheit Saphirs kannte keine Grenze. Er legte dem Publikum keine Gedanken in den Weg und störte es durch keine Gesinnung. Seine Einfälle waren ein Aufstoßen, seine Poesie war Schnackerl.

Deutsche Literaten: Die Lorbeern, von denen der eine träumt, lassen den andern nicht schlafen. Ein anderer träumt, daß seine Lorbeern wieder einen andern nicht schlafen lassen, und dieser schläft nicht, weil der andere von Lorbeern träumt.

Als mir da neulich einer unserer jungen Dichter vorgestellt wurde, rutschte mir die Frage heraus, bei welcher Bank er dichte. Es geschah wirklich unwillkürlich und ich wollte den armen Teufel nicht beleidigen.

Feuilletonisten sind verhinderte Kurzwarenhändler. Die Eltern zwingen sie zu einem intelligenten Beruf, aber das ursprüngliche Talent bricht sich doch Bahn.

Es gibt seichte und tiefe Hohlköpfe.

Die Vorstellung, daß ein Journalist ebenso richtig über eine neue Oper wie über eine neue parlamentarische Geschäftsordnung schreibt, hat etwas Beklemmendes. Er könnte sicherlich auch einen Bakteriologen, einen Astronomen und vielleicht gar einen Pfarrer lehren. Und wenn ihm ein Fachmann in höherer Mathematik in den Weg käme, er bewiese ihm, daß er natürlich in noch höherer Mathematik zu Hause sei.

Der Witz der Tagesschriftsteller ist im besten Fall das Wetterleuchten einer Gesinnung, die irgendwo anders niedergegangen ist. Nur der Gedankenblitz schlägt ein, dem der Donner eines Pathos auf dem Fuße folgt.

Der Journalismus denkt ohne die Lust des Denkens. In dessen Bezirk verbannt, gleicht der Künstler einer zur Prostitution gezwungenen Hetäre. Nur daß diese schadlos auch dem Zwang erliegt. Der Zwang zur Lust kann ihr Lust bedeuten, jenem nur Unlust.

Die Prostitution des Leibes teilt mit dem Journalismus die Fähigkeit, nicht empfinden zu müssen, hat aber vor ihm die Fähigkeit voraus, empfinden zu können.

Das Publikum läßt sich nicht alles gefallen. Es weist eine unmoralische Schrift mit Empörung zurück, wenn es ihre kulturelle Absicht merkt.

Daß eine Sache künstlerisch ist, muß ihr nicht unbedingt beim Publikum schaden. Man unterschätzt das Publikum, wenn man glaubt, es nehme die Vorzüglichkeit der Darstellung übel. Es beachtet die Darstellung überhaupt nicht und nimmt getrost auch Wertvolles in Kauf, wenn nur der Gegenstand zufällig einem gemeinen Interesse entspricht.

Ein guter Schriftsteller erhält bei weitem nicht so viele anonyme Schmähbriefe, als man gemeinlich annimmt. Auf hundert Esel kommen nicht zehn, die es zugeben, und höchstens einer, der's niederschreibt.

Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen.

Die bange Frage steigt auf, ob der Journalismus, dem man schweigend die besten Werke zur Beute hinwirft, nicht auch kommenden Zeiten schon den Geschmack an der sprachlichen Kunst verdorben hat.

Die Nordaus und Flachköpfe siegen auf der ganzen Linie. Diese Erkenntnis umschließt wie eine Mauer, hinter der es einem eben noch erlaubt ist, zu verzweifeln. Aber die Mauer bleibt nicht stehen, sie rückt immer näher. Die Poe'sche Vision von der Wassergrube und dem Pendel. „Nieder, und immer wieder nieder! Ich fand ein wahnsinniges Vergnügen daran, die Schnelligkeit der Schwingungen nach oben und nach unten miteinander zu vergleichen. Zur Rechten – zur Linken, auf und ab, ging es immerfort... Abwechselnd lachte und heulte ich dazu, je nachdem die eine oder die andere Vorstellung die Oberhand gewann. Nieder, und immer wieder fuhr es mit erbarmungsloser Sicherheit. Es sauste nur noch drei Zoll hoch über meinem Herzen dahin...“ Der Vergleich stimmt nur zum Teil, tröstet ein Freund; denn der Brunnen, an dessen Rand der Gefangene steht – der bedeutet keine Folter, sondern die schöpferische Möglichkeit, all dieser Schrecken Herr zu werden.

14



Lichtenberg gräbt tiefer als irgendeiner, aber er kommt nicht wieder hinauf. Er redet unter der Erde. Nur wer selbst tief gräbt, hört ihn.

Es verletzt in nichts den Respekt vor Schopenhauer, wenn man die Wahrheiten seiner kleinen Schriften manchmal als Geräusch empfindet. Er klagt über das Türenzuschlagen, und wie plastisch wirkt seine Klage! Man hört förmlich, wie sie zugeschlagen werden — die offenen Türen.

Die alten Bücher sind selten, die zwischen Unverständlichem und Selbstverständlichem einen lebendigen Inhalt bewahrt haben.

Im Anfang war das Rezensionsexemplar, und einer bekam es vom Verleger zugeschickt. Dann schrieb er eine Rezension. ~~Schließlich~~ schrieb er ein Buch, welches der Verleger annahm und als Rezensionsexemplar weitergab. Der nächste, der es bekam, tat desgleichen. So ist die moderne Literatur entstanden.

Seitdem faule Äpfel einmal in der deutschen Dramatik zur Anregung gedient haben, fürchtet das Publikum, sie zur Abschreckung zu verwenden.

Wie die Mörder bei Shakespeare, so treten jetzt der Reihe nach Literaten auf, die Shakespeare morden wollen. Es sind komische Figuren wie jene und sie bleiben unbedankt wie jene. Nur die Leistungsfähigkeit ist eine geringere, und zum Schlusse liegen sie vollends da, wie die Gemordeten bei Shakespeare.

Revisoren der Shakespeare-Übersetzung: Die Flügel, die ein Wort bekommen hat, ihm brechen, das vermag nur ein philologisches Gewissen.

Ein Hausknecht bei Nestroy wird mit der Last des Lebens fertig und wirft die Langeweile zur Tür hinaus. Er ist handfester als ein Professor der Philosophie.

Es müßte ein geistiger Liftverkehr etabliert werden, um einem die unerhörten Strapazen zu ersparen, die mit der Herablassung zum Niveau des heutigen Schrifttums verbunden sind. Wenn ich wieder zu mir komme, bin ich immer ganz außer Atem.

Mein Gehör ermöglicht es mir, einen Schauspieler, den ich vor zwanzig Jahren in einer Dienerrolle auf einem Provinztheater und seit damals nicht gesehen habe, als Don Carlos zu hören. Das ist ein wahrer Fluch. Ich höre jeden Menschen sprechen, den ich einmal gehört habe. Nur die heutigen Schriftsteller, deren Feuilletons ich lese, höre ich nie sprechen. Darum muß ich jedem erst eine besondere Rolle zuweisen. Wenn ich einen Wiener Zeitungsartikel lese, höre ich einen Zahlkellner oder einen Hausierer, der mir vor Jahren einmal einen Taschenteufel angehängt hat. Oder es ist eine Vorlesung bei der Hausmeisterin. Mit einem Wort, ich muß mich auf irgend einen geistigen Dialekt einstellen, um mich durchzuschlagen. Mit meiner eigenen Stimme bringe ich's nicht fertig!

Bei manchen Schriftstellern steht das Werk für die Persönlichkeit. Bei anderen steht die Person fürs Werk. Man muß sie sich hinzudenken. Jedes Achselzucken der Ironie, jede Handbewegung der Gleichgültigkeit.

Der Dramatiker halte zwischen Bühne und Publikum die Wage. Immer wenn sich seine Personen ~~nach einem längeren~~ Gespräch niedersetzen, erhebt sich das Publikum. Die Szene fordert Bewegung. Das Niedersetzen auf der Bühne ist ein gefährlicher Aufbruch zur Ruhe.

Mein Blick fiel auf die letzte Seite des Dramas „Jugend“. Wie jung war damals die Literatur! Hänschen wirft sich über Annchens Leichnam mit dem Rufe: „A-us!“ Stünde „Aus!“, hätte es der Darsteller/nicht getroffen. In der Tat, der Naturalismus war der Schwimmmeister der Unzulänglichkeit. Wenn er ihr nicht den Gürtel des Dialekts gab, hielt er ihr mindestens mit solchen Anweisungen die Stange.

Es gibt eine bessere Naturwahrheit als die jener kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiße ihres Angesichts dürftige Identitätsbeweise geliefert hat.

Die Enge eines Kleinkünstlers stört erst, wenn er ihrer bewußt wird und gegen die Außenwelt sich wendet. Bei den Wiener Schilderungen eines Autors, die voll lyrischer Prosa sind, ist mir, als ob ein Einspänner der Hippokrene geschaffen hätte; an seinen kritischen Sachen spürt man, daß der Musenquell in Böötien entspringt.

Ein pornographischer Schriftsteller kann leicht Talent haben. Je weiter die Grenzen der Terminologie, desto geringer die Anstrengung der Psychologie. Wenn ich den Geschlechtsakt populär bezeichnen darf, ist das halbe Spiel gewonnen. Die Wirkung eines verbotenen Wortes wiegt alle Spannung auf und der Kontrast zwischen dem Überraschenden und dem Gewohnten ist beinahe ein Humorelement.

So wie es immer noch neue Gesichter gibt, wiewohl sich der Inhalt der Menschen wenig unterscheidet, so muß es bei ähnlichem Gedankematerial immer noch neue Sätze geben. Es kommt eben auch da auf den Schöpfer an, der die Fähigkeit hat, die leiseste Nuance auszudrücken.

Eine neue Erkenntnis muß so gesagt sein, daß man glaubt, die Spatzen auf dem Dach hätten nur durch einen Zufall versäumt, sie zu pfeifen.

Es gibt Wahrheiten, durch deren Entdeckung man beweisen kann, daß man keinen Geist hat.

Publizistische Themen: Nicht auf die Größe der Zielscheibe, auf die Distanz kommt es an.

Es kann mehr Mut und Temperament dazu gehören, einen Kärner anzugreifen als einen König.

Man kann über eine Null ein Buch schreiben, der man mit einer Zeile zu viel Ehre erwies.

Die Lust an der satirischen Gestaltung von Erlebnissen, die objektiv nur wenig bedeuten mögen, habe ich mir nie durch die Furcht benehmen lassen, das Objekt bekannt oder beliebt zu machen. Ich habe immer dem kleinsten Anstoß zu viel Ehre erwiesen.

Ein armseliger Hohn, der sich in Interpunktionen austobt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Sperrwerk verwendet!

Eine kunstlose Wahrheit über ein Übel ist ein Übel. Sie muß durch sich selbst wertvoll sein, dann versöhnt sie mit dem Übel und mit dem Schmerz darüber, daß es Übel gibt.

Schimpfworte sind nicht an und für sich zu verpönen. Nur wenn sie an und für sich stehen. Ein Stilist muß ein Schimpfwort so gebrauchen können, als ob es nie zuvor noch ein Kutscher gebraucht hätte. Die Unfähigkeit sucht ungewohnte Worte. Aber das Gewöhnlichste kann getrost verwendet werden, wenn es nur so gebracht wird, als ob es ~~es~~ zum ersten Male gebräuchlich würde. So kann eine Drohung mit Ohrfeigen nicht nur als der organische Ausdruck einer Stimmung, sondern sogar wie eine Novität wirken.

Nicht immer darf ein Name genannt werden. Nicht daß einer es getan hat, sondern daß es möglich war, soll gesagt sein.

Wer Witz hat, kann nie einen Witz entlehnt haben, auch wenn dieser noch so bekannt wäre. Man glaubt ihm das Gewordene. Auch wenn das Kind aufs Haar einem fremden gleicht, so ist es doch nicht unterschoben. Wichtiger als das Kind ist die Geburt.

Den Witz eines Witzigen erzählen heißt bloß einen Pfeil aufheben. Wie er abgeschossen wurde, kann das Zitat nicht zeigen.

Ein schöpferischer Kopf sagt auch das aus eigenem, was ein anderer vor ihm gesagt hat. Dafür kann ein anderer Gedanken nachahmen, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden.

Eigene Gedanken müssen nicht immer neu sein. Aber wer einen neuen Gedanken hat, kann ihn leicht von einem andern haben.

Einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es kann, ist oft schwer. Viel leichter ist es, einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es nicht kann.

Wenn man es nicht kann, dann ist ein Roman noch leichter zu schreiben als ein Aphorismus.

Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.

Gegenüber dem Schriftsteller ist der Vorwurf der Eitelkeit nicht am Platze. Wenn er es niederschreibt, daß er sich für einen bedeutenden Autor halte, so kann er es in diesem einen Satz beweisen, während den Musiker schon der Versuch zu solcher Programmmusik Lügen strafen müßte.

Geheimnisse vor Einzelnen müssen nicht Geheimnisse vor der Öffentlichkeit sein. Bei dieser sind sie besser aufgehoben, weil man hier selbst die Form der Mitteilung bestimmt. Wem die Form den Inhalt bedeutet, der gibt das Wort nicht aus der Hand. Er kann sich getrost Geheimniskrämerei oder äußerster Schamlosigkeit vorwerfen lassen, oder beides zugleich.

Ich bin jederzeit bereit, zu veröffentlichen, was ich einem Freunde unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteile.

Lebensüberdrüssig sein, weil man in seiner Arbeit einen Fehler gefunden hat, den kein anderer ~~merkt~~; sich erst beruhigen, wenn man noch einen zweiten findet, weil dann den Fleck auf der Ehre die Erkenntnis der Unvollkommenheit menschlichen Bemühens zudeckt; durch solches Talent zur Qual scheint mir die Kunst vom Handwerk unterschieden. Flachköpfe könnten diesen Zug für Pedanterie halten; aber sie ahnen nicht, aus welcher Freiheit solcher Zwang

geboren wird und zu welcher Leichtigkeit der Produktion solche Selbstbeschwerung leitet. Nichts wäre ~~schwerer~~, als von Formtellei zu sprechen, wo Form nicht das Kleid des Gedankens ist, sondern sein Körper. Diese Jagd nach den letzten Ausdrucksmöglichkeiten führt ins Innerste der Sprache. Hier wird jenes Ineinander geschaffen, bei dem die Grenze der Was und ~~Wie~~ ~~Wann~~ ~~Wo~~ ~~Wohin~~ ~~Wozu~~ ~~Womit~~ ~~Wann~~ ~~Wo~~ ~~Wohin~~ ~~Wozu~~ ~~Womit~~ nicht mehr feststellbar ist, und in welchem gewiß oft vor dem Gedanken der Ausdruck war, bis er unter der Feile den Funken gab. Die Dilettanten arbeiten sicher und leben zufrieden. Ich habe oft schon um eines Wortes willen, das die Feilgrammwaage meines stilistischen Empfindens ablehnte, die Druckmaschine aufgehalten und das Gedruckte vernichten lassen. Die Maschine vergewaltigt den Geist, anstatt ihm zu dienen: ~~er~~ ~~will~~ ~~ih~~ den Herrn zeigen. Ich kann mein Manuskript nicht druckfestig stellen, der Druck erst ist das Manuskript, an dem ich schaffen möchte. Wann bin ich zu Ende, da das Erscheinen schließlich doch nicht verhindert werden kann und die ersetzte Cäsar des Schaffens nicht bringt? Ach, ich bin mit einer Arbeit erst fertig, wenn ich an eine andere gehe; so lange dauert meine „Autorkorrektur“. So lange währt auch die lebenswerte Narrheit, zu glauben, das Fehlen eines nachgeborenen Einfalls werde der Leser merken. Und gegenüber einem Schreiben, das seine Unvollkommenheiten so blutig bereut, hält dieser Leser seine am Journalismus entartete Lesefähigkeit für vollkommen. Er hat für ein paar Groschen ein Recht auf Oberflächlichkeit erworben: käme er denn auf seine Kosten, wenn er auf die Arbeit eingehen müßte? Es stünde vielleicht besser, wenn die deutschen Schriftsteller den zehnten Teil der Sorgfalt an ihre Manuskripte wenden wollten, die ich an meine Bücher wende, nachdem sie erschienen sind. Ein Freund, der mir oft als Wehmutter beistand, staunte, wie leicht meine Geburten seien und wie schwer mein Wochenbett. Den anderen geht's gut. Sie arbeiten am Schreibtisch und vergnügen sich in der Gesellschaft. Ich vergnüge mich am Schreibtisch und arbeite in der Gesellschaft. Darum meide ich ~~die~~. Ich könnte die Leute höchstens fragen, ob ihnen dieses oder jenes Wort besser gefällt; und das wissen die Leute nicht.

Ein guter Autor wird immer fürchten, daß das Publikum am Ende merke, welche Gedanken ihm zu spät eingefallen sind. Aber das Publikum ist darin viel nachsichtiger als man glaubt, und merkt auch die Gedanken nicht, die da sind.

Man muß jedesmal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Male schriebe. Soviel sagen, als ob's ein Abschied wäre, und so gut, als bestände man ein Debüt.

Ich beherrsche die Sprache nicht; aber die Sprache beherrscht mich vollkommen. Sie ist mir nicht die Dienerin meiner Gedanken. Ich lebe in einer Verbindung mit ihr, aus der ich Gedanken empfangen, und sie kann mit mir machen, was sie will. Ich pariere ihr aufs Wort. Denn aus dem Wort springt mir der junge Gedanke entgegen und formt rückwirkend die Sprache, die ihn schuf. Solche Gnade der Gedankenfruchtbarkeit zwingt auf die Knie und macht allen Aufwand zitternder Sorgfalt zur Pflicht. Die Sprache ist eine Herrin der Gedanken, und wer das Verhältnis umzukehren vermag, dem macht sie sich im Hause nützlich, aber sie sperrt ihm den Schoß.

Handwritten notes and signatures in the bottom right corner, including a circular stamp that reads "FEB. 1909".

Handwritten number "15" in the top right corner.

Der wahrhaft und in jedem Augenblick produktive Geist wird zur Lektüre nicht leicht anstellig sein. Er verhält sich zum Leser wie die Lokomotive zum Vergnügungsreisenden. Auch fragt man den Baum nicht, wie ihm die Landschaft gefällt.

In der literarischen Arbeit finde ich einen Genuß und der literarische Genuß wird mir zur Arbeit. Um das Werk eines anderen Geistes zu genießen, muß ich mich erst kritisch dazu anstellen, also die Lektüre in eine Arbeit verwandeln. Trotzdem werde ich noch immer lieber und leichter ein Buch schreiben als lesen.

Einen Roman zu schreiben, stelle ich mir als ein reines Vergnügen vor. Nicht ohne Schwierigkeit ist es bereits, einen Roman zu erleben. Aber einen Roman zu lesen, davor hüte ich mich, so gut es irgend geht.

Wo nehme ich nur all die Zeit her, so viel nicht zu lesen?

Der Leser läßt es sich gern gefallen, daß der Autor ihn an Bildung beschämt. Es imponiert einem jeden, daß er nicht gewußt hat, wie Korfu auf albanisch heißt. Denn von nun an weiß er es und kann sich vor den anderen, die es noch immer nicht wissen, auszeichnen. Bildung ist die einzige Prämisse, die das Publikum nicht übel nimmt, und der Ruhm des Tages ist einem Autor sicher, der den Leser in diesem Punkte demütigt. Wehe dem andern aber, der Fähigkeiten voraussetzt, die nicht nachgeholt werden können oder deren Verwendung mit Unbequemlichkeiten verbunden ist! Daß der Autor mehr gewußt hat als der Leser, ist in Ordnung; aber daß er mehr gedacht hat, wird ihm so leicht keiner verzeihen. Das Publikum darf nicht dummer sein. Es ist sogar gescheiter als der gebildete Autor, denn es erfährt aus einer Zeitschrift, wie Korfu auf albanisch heißt, während jener erst ein Lexikon befragen mußte.

Wenn man einen seiner mythologisch-politischen Aufsätze liest, lernt man die Bildung mehr hassen, als unbedingt notwendig ist.

Der tiefgefühlte Mangel an Persönlichkeit schuf den Zustand einer geistigen Feuersnot. Die Ochsen rennen aus dem Stall in den Brand, der Publizist rannte aus dem Stoff in die Bildung. Man hielt sich im geistigen Qualm die Nase zu.

Gewiß ist die Erwerbung von Persönlichkeit innerhalb einer Partei nicht denkbar. Steht man aber auch außerhalb aller Parteien, so kann man doch manchmal der Notwendigkeit nicht entgehen, eine Farbe zu bekennen, die zufällig eine Parteifarbe ist. Das ist fatal, aber als Schriftsteller hat man einen ehrenvollen Ausweg. Für die anderen mag die Meinung die Hauptsache sein, aber wichtiger ist der Tonfall, in dem man eine Meinung sagt. Ein Journalist, der jahrzehntelang der Lebensanschauung des Adels hofiert hat, fühlt sich im Rechtsstreit mit einem Adligen verkürzt und schreibt: „Ob der Kläger Moltke oder Cohn heißt, ist einerlei; denn vor Gesetz oder Gericht sind alle Bürger gleich.“ Das ist wahr. Aber es ist mit tierischem Ernst gesagt, so, als ob das ganze Gedankenleben des Sagenden in dieser Forderung kulminierte. Ich würde in ähnlicher Lage dieselbe Forderung stellen, aber ich glaube, daß mich beim stärksten Nachdruck, mit dem ich's täte, noch immer eine Kluft von den Verfechtern der Menschenrechte trennte, und zwar so, daß das Gericht zur Einsicht von seiner Ungerechtigkeit käme und die Demokratie um meinwillen Aufhebung der Gleichheit vor dem Gesetz verlangte. Wenn ich eine liberale Forderung stellen muß, so stelle ich sie so, daß die Reaktion pariert und der Liberalismus mich verleugnet. Auf den Tonfall der Meinung kommt es an und auf die Distanz, in der man sie ausspricht. Es ist ein Zeichen literarischer Unbegabung, alles in gleichem Tonfall und in gleicher Distanz zu sagen.

Der Diplomat E. wurde einer geschlechtlichen Beziehung zu einem Manne namens Ernst beschuldigt, und der Journalist H. schreibt über seine diplomatischen Fähigkeiten die Worte: „es fehlte ihm an Sitzfleisch und Ernst.“ Hätte Heine diesen Satz geschrieben, so hätte er so gleich auch hinzugefügt: natürlich nicht in jedem Sinne der Worte. Es wäre eine niedrige Pointe gewesen, im Stil jener Äußerungen über Platen, von denen man kaum begreifen kann, daß sie den literarischen Ruhm ihres Urhebers nicht erstückt haben. Heine hätte den Witz gemacht oder er hätte wenigstens sofort gemerkt, daß der ernstgemeinte Satz ein Witz sei, was auf das nämliche schöpferische Verdienst hinausläuft. Dem humorlosen Journalisten aber fehlt die Fähigkeit, einen Witz zu beabsichtigen oder sich eines witzigen Sinnes bewußt zu werden. Nun gibt es nichts, was das schriftstellerische Können empfindlicher bloßstellt, als im Leser Vorstellungen zu erzeugen, die man nicht bezweckt hat. Lieber nicht zum Ausdruck bringen, was man meint, als zum Ausdruck bringen, was man nicht meint. Der Schriftsteller muß sämtliche Gedankengänge kennen, die sein Wort eröffnen könnte, und sich jenen aussuchen, der ihm paßt. Er muß wissen, was mit seinem Wort geschieht. Je mehr Beziehungen dieses eingeht, um so größer die Kunst; aber es darf nicht Beziehungen eingehen, die seinem Künstler verborgen bleiben. Wer den Diplomaten E. in eine Beziehung zu „Sitzfleisch und Ernst“ bringt und nicht merkt, daß er einen Witz gemacht hat, ist kein Schriftsteller. Wer freilich den witzigen Sinn der Wendung herstellt, flößt mir nicht gerade Respekt ein. Ich hätte es damit so gehalten: Die ernste Bemerkung unterdrückt, weil ihr witziger Nebensinn mir aufgegangen wäre, und wäre sie mir als Witz eingefallen, sie gerade deshalb nicht geschrieben.

Ein Esel meint, mein Satz über den Stil H's: Schwulst ist Krücke, sei ein Selbstbekenntnis. Gewiß, ich bin manchmal so „schwer verständlich“ wie jener. Die Distanz zwischen uns und dem Kaffeehausleser ist eine gleich weite. Nur daß ihm dieser ungeduldig vorausseilt und die ganze politische Mythologie im Stich läßt, wenn Herr H. mit einem Gedankenminus noch lange nicht fertig ist, und daß es mir gelingt, dem Leser zu enteilen. Nichts weiter als der Unterschied zwischen Fett und Sehnen. Daß jenes dem Leser immer noch wohlgefälliger ist, mag sein, aber daß er zwei so verschiedene Körperlichkeiten verwechselt, ist traurig. Sonst räume ich gern ein, daß es Autoren gibt, die vor mir den Nachteil voraus haben, daß sie leicht verständlich schreiben. Aber auch diesen Unterschied, den Unterschied einer Schreibweise, in der Gedanke Sprache und Sprache Gedanke geworden ist, und einer, in der die Sprache bloß die Hülle einer Meinung abgibt, sind die wenigsten imstande, zu erkennen. Es ist heute möglich, einen Bildhauer mit einem Schneider zu verwechseln, weil beide Formen schaffen.

Nur eine Sprache, die den Krebs hat, neigt zu Neubildungen.

Ungewöhnliche Worte zu gebrauchen, ist eine literarische Unart. Man darf dem Publikum bloß gedankliche Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Ratten verlassen das sinkende Schiff und haben sich vorher am Speck den Magen verdorben. Das gilt vom Anhang und vom Stil eines gewissen deutschen Publizisten.

Heine ist ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Zauberei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der anderen Hand herangebracht, und es war Eau de Cologne.

Heine hat das Höchste geschaffen, was mit der Sprache zu schaffen ist. Höher steht, was aus der Sprache geschaffen wird.

Eines der unbedeutendsten und berühmtesten Gedichte Heinrich Heines beginnt mit der Frage, was die einsame Träne will, die dem Dichter ja den Blick trübt, die, wie er selbst zugibt, aus alten Zeiten in seinem Auge zurückgeblieben ist und die trotzdem durch das ganze Gedicht in ungetrocknetem Zustande konserviert wird. Wiewohl er sich hier also selbst der Möglichkeit einer klaren Anschauung beraubt hat, ist diesem Lyriker die Plastik der Träne ausnahmsweise gelungen. Ich möchte ihm beinahe nachrühmen, daß er die Poesie des Gerstenkorns gefunden hat.

Wo weder zum Weinen Kraft ist noch zum Lachen, lächelt der Humor unter Tränen.

Die sentimentale Ironie ist ein Hund, der den Mond anbellt, dieweil er auf Gräber pißt.

Ich kenne eine Sorte sentimentaler Schriftsteller, die platt ist und stinkt. Wanzen aus Heines Matratzengruft.

In der Literatur hüte man sich vor den Satzbauschwindlern. Ihre Häuser bestehen aus Fenstern, um die eine Mauer geführt ist.

Geistige Zuckerbäcker liefern kandierte Lese Früchte.

„Gut schreiben“ ohne Persönlichkeit kann für den Journalismus reichen. Allenfalls für die Wissenschaft. Nie für die Literatur.

Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, nicht zu schreiben.

Witzigkeit ist manchmal Witzarmut, die ohne Hemmung sprudelt.

Die Beliebtheit Saphirs kannte keine Grenze. Er legte dem Publikum keine Gedanken in den Weg und störte es durch keine Gesinnung. Seine Einfälle waren ein Aufstoßen, seine Poesie war Schnackerl.

Deutsche Literaten: Die Lorbeern, von denen der eine träumt, lassen den andern nicht schlafen. Ein anderer träumt, daß seine Lorbeern wieder einen andern nicht schlafen lassen, und dieser schläft nicht, weil der andere von Lorbeern träumt.

Als mir da neulich einer unserer jungen Dichter vorgestellt wurde, rutschte mir die Frage heraus, bei welcher Bank er dichte. Es geschah wirklich unwillkürlich und ich wollte den armen Teufel nicht beleidigen.

Feuilletonisten sind verhinderte Kurzwarenhändler. Die Eltern zwingen sie zu einem intelligenten Beruf, aber das ursprüngliche Talent bricht sich doch Bahn.

Es gibt seichte und tiefe Hohlköpfe.

Die Vorstellung, daß ein Journalist ebenso richtig über eine neue Oper wie über eine neue parlamentarische Geschäftsordnung schreibt, hat etwas Beklemmendes. Er könnte sicherlich auch einen Bakteriologen, einen Astronomen und vielleicht gar einen Pfarrer lehren. Und wenn ihm ein Fachmann in höherer Mathematik in den Weg käme, er bewiese ihm, daß er natürlich in noch höherer Mathematik zu Hause sei.

Der Witz der Tagesschriftsteller ist im besten Fall das Wetterleuchten einer Gesinnung, die irgendwo anders niedergegangen ist. Nur der Gedankenblitz schlägt ein, dem der Donner eines Pathos auf dem Fuße folgt.

Der Journalismus denkt ohne die Lust des Denkens. In dessen Bezirk verbannt, gleicht der Künstler einer zur Prostitution gezwungenen Hetäre. Nur daß diese schadloos auch dem Zwang erliegt. Der Zwang zur Lust kann ihr Lust bedeuten, jenem nur Unlust.

Die Prostitution des Leibes teilt mit dem Journalismus die Fähigkeit, nicht empfinden zu müssen, hat aber vor ihm die Fähigkeit voraus, empfinden zu können.

Daß eine Sache künstlerisch ist, muß ihr nicht unbedingt beim Publikum schaden. Man unterschätzt das Publikum, wenn man glaubt, es nehme die Vorzüglichkeit der Darstellung übel. Es beachtet die Darstellung überhaupt nicht und nimmt getrost auch Wertvolles in Kauf, wenn nur der Gegenstand zufällig einem gemeinen Interesse entspricht.

Ein guter Schriftsteller erhält bei weitem nicht so viele anonyme Schmähbrieft, als man gemeinhin annimmt. Auf hundert Esel kommen nicht zehn, die es zugeben, und höchstens einer, der's niederschreibt.

Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung des Lesers darf nicht die Überraschung des Autors sein. Kann er sie seiner Lebensansicht nicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Empörung als geistig an seiner Ergebung zugrunde gehen.

Die bange Frage steigt auf, ob der Journalismus, dem man schweigend die besten Werke zur Beute hinwirft, nicht auch kommenden Zeiten schon den Geschmack an der sprachlichen Kunst verdorben hat.

Die Nordaus und Flachköpfe siegen auf der ganzen Linie. Diese Erkenntnis umschließt wie eine Mauer, hinter der es einem eben noch erlaubt ist, zu verzweifeln. Aber die Mauer bleibt nicht stehen, sie rückt immer näher. Die Poetische Vision von der Wassergrube und dem Pendel. „Nieder, und immer wieder nieder! Ich fand ein wahnsinniges Vergnügen daran, die Schnelligkeit der Schwingungen nach oben und nach unten miteinander zu vergleichen. Zur Rechten – zur Linken, auf und ab, ging es immerfort... Abwechselnd lachte und heulte ich dazu, je nachdem die eine oder die andere Vorstellung die Oberhand gewann. Nieder, und immer nieder fuhr es mit erbarmungsloser Sicherheit. Es sauste nur noch drei Zoll hoch über meinem Herzen dahin...“ Der Vergleich stimmt nur zum Teil, tröstet ein Freund; denn der Brunnen, an dessen Rand der Gefangene steht – der bedeutet keine Folter, sondern die schöpferische Möglichkeit, all dieser Schrecken Herr zu werden.

14



Lichtenberg gräbt tiefer als irgendeiner, aber er kommt nicht wieder hinauf. Er redet unter der Erde. Nur wer selbst tief gräbt, hört ihn.

*

Es verletzt in nichts den Respekt vor Schopenhauer, wenn man die Wahrheiten seiner kleinen Schriften manchmal als Geräusch empfindet. Er klagt über das Türenzuschlagen, und wie plastisch wirkt seine Klage. Man hört förmlich, wie sie zugeschlagen werden — die offenen Türen.

*

Die alten Bücher sind selten, die zwischen Unverständlichem und Selbstverständlichem einen lebendigen Inhalt bewahrt haben.

*

Im Anfang war das Rezensionsexemplar, und einer bekam es vom Verleger zugeschickt. Dann schrieb er eine Rezension. Schließlich schrieb er ein Buch, welches der Verleger annahm und als Rezensionsexemplar weitergab. Der nächste, der es bekam, tat desgleichen. So ist die moderne Literatur entstanden.

*

Seitdem faule Äpfel einmal in der deutschen Dramatik zur Anregung gedient haben, fürchtet das Publikum, sie zur Abschreckung zu verwenden.

*

Wie die Mörder bei Shakespeare, so treten jetzt der Reihe nach Literaten auf, die Shakespeare morden wollen. Es sind komische Figuren wie jene und sie bleiben unbedankt wie jene. Nur die Leistungsfähigkeit ist eine geringere, und zum Schlusse liegen sie vollends da, wie die Gemordeten bei Shakespeare.

*

Revisoren der Shakespeare-Übersetzung: Die Flügel, die ein Wort bekommen hat, ihm brechen, das vermag nur ein philologisches Gewissen.

*

Es müßte ein geistiger Liftverkehr etabliert werden, um einem die unerhörten Strapazen zu ersparen, die mit der Herablassung zum Niveau des heutigen Schrifttums verbunden sind. Wenn ich wieder zu mir komme, bin ich immer ganz außer Atem.

*

Mein Gehör ermöglicht es mir, einen Schauspieler, den ich vor zwanzig Jahren in einer Dienerrolle auf einem Provinztheater und seit damals nicht gesehen habe, als Don Carlos zu imitieren. Das ist ein wahrer Fluch. Ich höre jeden Menschen sprechen, den ich einmal gehört habe. Nur die heutigen Schriftsteller, deren Feuilletons ich lese, höre ich nie sprechen. Darum muß ich jedem erst eine besondere Rolle zuweisen. Wenn ich einen Wiener Zeitungsartikel lese, höre ich einen Zahlkellner oder einen Hausierer, der mir vor Jahren einmal einen Taschenfeitel angehängt hat. Oder es ist eine Vorlesung bei der Hausmeisterin. Mit einem Wort, ich muß mich auf irgend einen geistigen Dialekt einstellen, um mich durchzuschlagen. Mit meiner eigenen Stimme bringe ich's nicht fertig.

*

Bei manchen Schriftstellern steht das Werk für die Persönlichkeit. Bei anderen steht die Person fürs Werk. Man muß sie sich hinzudenken. Jedes Achselzucken der Ironie, jede Handbewegung der Gleichgültigkeit.

*

Der Dramatiker halte zwischen Bühne und Publikum die Wage. Immer wenn sich seine Personen nach einem längeren Gespräch niedersetzen, erhebt sich das Publikum. Die Szene fordert Bewegung. Das Niedersetzen auf der Bühne ist ein gefährlicher Aufbruch zur Ruhe.

*

Mein Blick fiel auf die letzte Seite des Dramas „Jugend“. Wie jung war damals die Literatur! Hänchen wirft sich über Annchens Leichnam mit dem Rufe: „A-us!“ Stünde „Aus!“, hätte es der Darsteller nicht getroffen. In der Tat, der Naturalismus war der Schwimmeister der Unzulänglichkeit. Wenn er ihr nicht den Gürtel des Dialekts gab, hielt er ihr mindestens mit solchen Anweisungen die Stange.

*

Es gibt eine bessere Naturwahrheit als die jener kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiße ihres Angesichtes dürftige Identitätsbeweise geliefert hat.

*

Die Enge eines Kleinkünstlers stört erst, wenn er ihrer bewußt wird und gegen die Außenwelt sich wendet. Bei den Wiener Schilderungen eines Autors, die voll lyrischer Prosa sind, ist mir, als ob ein Einspänner die Hippokrene geschaffen hätte; an seinen kritischen Sachen spürt man, daß der Musenquell in Bötien entspringt.

*

Ein pornographischer Schriftsteller kann leicht Talent haben. Je weiter die Grenzen der Terminologie, desto geringer die Anstrengung der Psychologie. Wenn ich den Geschlechtsakt populär bezeichnen darf, ist das halbe Spiel gewonnen. Die Wirkung eines verbotenen Wortes wiegt alle Spannung auf und der Kontrast zwischen dem Überraschenden und dem Gewohnten ist beinahe ein Humorelement.

*

So wie es immer noch neue Gesichter gibt, wiewohl sich der Inhalt der Menschen wenig unterscheidet, so muß es bei ähnlichem Gedankenmaterial immer noch neue Sätze geben. Es kommt eben auch da auf den Schöpfer an, der die Fähigkeit hat, die leiseste Nuance auszudrücken.

*

Es gibt Wahrheiten, durch deren Entdeckung man beweisen kann, daß man keinen Geist hat.

*

Publizistische Themen: Nicht auf die Größe der Zielscheibe, auf die Distanz kommt es an.

*

Es kann mehr Mut und Temperament dazu gehören, einen Kärmer anzugreifen als einen König.

*

Man kann über eine Null ein Buch schreiben, der man mit einer Zeile zu viel Ehre erwiese.

*

Die Lust an der satirischen Gestaltung von Erlebnissen, die objektiv nur wenig bedeuten mögen, habe ich mir nie durch die Furcht nehmen lassen, das Objekt bekannt oder beliebt zu machen. Ich habe immer dem kleinsten Anstoß zu viel Ehre erwiesen.

*

Eine kunstlose Wahrheit über ein Übel ist ein Übel. Sie muß durch sich selbst wertvoll sein: dann versöhnt sie mit dem Übel und mit dem Schmerz darüber, daß es Übel gibt.

*

Schimpfworte sind nicht an und für sich zu verpönen. Nur wenn sie an und für sich stehen. Ein Stilist muß ein Schimpfwort so gebrauchen können, als ob es nie zuvor noch ein Kutscher gebraucht hätte. Die Unfähigkeit sucht ungewohnte Worte. Aber das Gewöhnlichste kann getrost verwendet werden, wenn es nur so gebracht wird, als ob es eben zum ersten Male gebracht würde. So kann eine Drohung mit Ohrfeigen nicht nur als der organische Ausdruck einer Stimmung, sondern sogar wie eine Novität wirken.

*

Wer Witz hat, kann nie einen Witz entlehnt haben, auch wenn dieser noch so bekannt wäre. Man glaubt ihm das Gewordene. Auch wenn das Kind aufs Haar einem fremden gleicht, so ist es doch nicht unterschoben. Wichtiger als das Kind ist die Geburt.

*

Den Witz eines Witzigen erzählen heißt bloß einen Pfeil aufheben. Wie er abgeschossen wurde, kann das Zitat nicht zeigen.

*

Ein schöpferischer Kopf sagt auch das aus eigenem, was ein anderer vor ihm gesagt hat. Dafür kann ein anderer Gedanken nachahmen, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden.

*

Eigene Gedanken müssen nicht immer neu sein. Aber wer einen neuen Gedanken hat, kann ihn leicht von einem andern haben.

*

Einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es kann, ist oft schwer. Viel leichter ist es, einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es nicht kann.

*

Wenn man es nicht kann, dann ist ein Roman noch leichter zu schreiben als ein Aphorismus.

*

Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.

*

Gegenüber dem Schriftsteller ist der Vorwurf der Eitelkeit nicht am Platze. Wenn er es niederschreibt, daß er sich für einen bedeutenden Autor halte, so kann er es in diesem einen Satz beweisen, während der Musiker schon der Versuch von solcher Programmmusik Lügen strafen mußte.

*

Geheimnisse vor Einzelnen müssen nicht Geheimnisse vor der Öffentlichkeit sein. Bei dieser sind sie besser aufgehoben, weil man hier selbst die Form der Mitteilung bestimmt. Wem die Form den Inhalt bedeutet, der gibt das Wort nicht aus der Hand. Er kann sich getrost Geheimniskrämerei oder äußerste Schamlosigkeit vorwerfen lassen, oder beides zugleich.

*

Ich bin jederzeit bereit, zu veröffentlichen, was ich einem Freunde unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteile.

*

Lebensüberdrüssig sein, weil man in seiner Arbeit einen Fehler gefunden hat, den kein anderer merkt; sich erst beruhigen, wenn man noch einen zweiten findet, weil dann den Fleck auf der Ehre die Erkenntnis der Unvollkommenheit menschlichen Bemühens zudeckt: durch solches Talent zur Qual scheint mir die Kunst vom Handwerk unterschieden. Flachköpfe könnten diesen Zug für Pedanterie halten; aber sie ahnen nicht, aus welcher Freiheit solcher Zwang

geboren wird und zu welcher Leichtigkeit der Produktion solche Selbstbeschwerung leitet. Nichts wäre verfehlter, als von Formtüttelei zu sprechen, wo Form nicht das Kleid des Gedankens ist, sondern sein Körper. Diese Jagd nach den letzten Ausdrucksmöglichkeiten führt ins Innerste der Sprache. Hier wird jenes Ineinander geschaffen, bei dem die Grenze des Was und des Wie nachträglich nicht mehr feststellbar ist, und in welchem gewiß oft vor dem Gedanken der Ausdruck war, bis er unter der Feile den Funken gab. Die Dilettanten arbeiten sicher und leben zufrieden. Ich habe oft schon um eines Wortes willen, das die Zentigrammwage meines stilistischen Empfindens ablehnte, die Druckmaschine aufgehoben und das Gedruckte vernichten lassen. Die Maschine vergewaltigt den Geist, anstatt ihm zu dienen: er wollte ihr den Herrn zeigen. Ich kann mein Manuskript nicht druckfertig stellen; der Druck erst ist das Manuskript, an dem ich schaffen möchte. Wann bin ich zu Ende, da das Erscheinen schließlich doch nicht verhindert werden kann und die ersehnte Cäsar des Schaffens nicht bringt? Ach, ich bin mit einer Arbeit erst fertig, wenn ich an eine andere gehe; so lange dauert meine „Autorkorrektur“. So lange währt auch die lobenswerte Narrheit, zu glauben, das Fehlen eines nachgeborenen Einfalls werde der Leser merken. Und gegenüber einem Schreiben, das seine Unvollkommenheiten so blutig bereut, hält dieser Leser seine am Journalismus entartete Lesefähigkeit für vollkommen. Er hat für ein paar Groschen ein Recht auf Oberflächlichkeit erworben: käme er denn auf seine Kosten, wenn er auf die Arbeit eingehen müßte? Es stünde vielleicht besser, wenn die deutschen Schriftsteller den zehnten Teil der Sorgfalt an ihre Manuskripte wenden wollten, die ich an meine Bücher wende, nachdem sie erschienen sind. Ein Freund, der mir oft als Wehmutter beistand, staunte, wie leicht meine Geburten seien und wie schwer mein Wochenbett. Den anderen geht's gut. Sie arbeiten am Schreibtisch und vergnügen sich in der Gesellschaft. Ich vergnüge mich am Schreibtisch und arbeite in der Gesellschaft. Darum meide ich sie. Ich könnte die Leute höchstens fragen, ob ihnen dieses oder jenes Wort besser gefällt; und das wissen die Leute nicht.

*

Ein guter Autor wird immer fürchten, daß das Publikum am Ende merke, welche Gedanken ihm zu spät eingefallen sind. Aber das Publikum ist darin viel nachsichtiger als man glaubt, und merkt auch die Gedanken nicht, die da sind.

*

Man muß jedesmal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Male schriebe. Soviel sagen, als ob's ein Abschied wäre, und so gut, als bestände man ein Debüt.

*

Ich beherrsche die Sprache nicht; aber die Sprache beherrscht mich vollkommen. Sie ist mir nicht die Dienerin meiner Gedanken. Ich lebe in einer Verbindung mit ihr, aus der ich Gedanken empfangen, und sie kann mit mir machen, was sie will. Ich pariere ihr aufs Wort. Denn aus dem Wort springt mir der junge Gedanke entgegen und fomt rückwirkend die Sprache, die ihn schuf. Solche Gnade der Gedankenfruchtbarkeit zwingt auf die Knie und macht allen Aufwand zitternder Sorgfalt zur Pflicht. Die Sprache ist eine Herrin der Gedanken, und wer das Verhältnis umzukehren vermag, dem macht sie sich im Hause nützlich, aber sie sperrt ihm den Schoß.

Handwritten mark resembling a stylized 'B' or '15'.

Handwritten mark resembling a stylized 'H' or '11' and a circular stamp with the text "FEB 1909".

VII.

Länder und Leute

Ich setze meine Feder an den österreichischen Leichnam, weil ich immer noch glaube, daß er Leben atmet.

Preußen: Freizügigkeit mit Maulkorb. Österreich: Isolierzelle, in der man schreien darf.

Ich kenne eine Bürokratie, die weniger auf Eingebungen als auf Eingaben hält.

Die österreichischen Nationalitäten vereinigen sich zu einer Huldigung und streiten deshalb um den Vorrang beim Huldigen.

In Deutschland bilden zwei einen Verein. Stirbt der eine, so erhebt sich der andere zum Zeichen der Trauer von seinem Platze.

Ich sah bei strömendem Regen einen Spritzwagen durch die Straßen ziehen. Wozu die Spritze, da es doch ohnedies regnet? fragte ich. Weil vorn die Staubwalze geht, bekam ich zur Antwort.

Die Polizei sieht scharf darauf, daß sich nur das Alter und die Häßlichkeit dem Laster ergeben. Im Puff wird nur jene aufgenommen, deren Verdorbenheit noch aus einer früheren Polizeiarbeit datiert und deren Tugend etwa mit den Linienwällen fiel. Es muß eine Emeritrix sein. Die Invaliden singen: Uns hab'n's g'halten!

O über die gemeine Geschäftsmäßigkeit der Berliner Prostitution! Der Wiener ist gewöhnt, für zwei Gulden seelische Hingabe und das Gefühl des Alleinbesitzes zu verlangen.

Eine Stadt, in der die Männer von der Jungfrau, die es nicht mehr ist, den Ausdruck gebrauchen, sie habe „es hergegeben“, verdient dem Erdboden gleichgemacht zu werden.

Man fühlt sich von einer dämonischen Macht getrieben, allen denen, die grölend versichern, daß das „Drahn“ ihr Leben sei, dieses zu nehmen.

Um Verwechslungen vorzubeugen, unterscheidet der Wiener: „ißt“ und „is“.

Die Küche: Gemüse und Gehirne mit Mehl zubereitet.

Man liest manchmal, daß eine Stadt soviel hunderttausend „Seelen“ hat, aber es klingt übertrieben. Aus demselben Grunde müßte auch mit dem System der Volkszählung nach „Köpfen“ endlich gebrochen werden. Man wäre aber gegen die Statistik der Millionen ziffern nicht mehr mißtrauisch, wenn ein anderer Körperteil als Einheit bei der Volkszählung verwendet würde. Niemand könnte mehr sagen, daß eine solche Schätzung — zum Beispiel bei einer Großstadt wie Wien — übertrieben sei. Die Aufnahme und Abgabe der Nahrung sind fraglos die wichtigsten Interessen, die das geistige Leben einer Bevölkerung bestimmen können. Traurig ist nur, daß sie selbst das, was ihr das Wichtigste ist, so schlecht beherrscht. Die Kultur dieser Lebensbetätigungen schreitet durchaus nicht vorwärts, und wenn es auch ein Vorzug ist, ein starker Esser zu sein, so ist es doch keiner, ein lauter Esser zu sein und sich so zu gebärden, daß man die Geräusche der Behaglichkeit bis ins Ausland hört.

Wo tue ich das Gesicht nur hin? Man sinnt und sinnt und kommt nicht darauf. Aber es kann auch einer sein, den man bestimmt zum erstenmal getroffen hat. Endlich hat man ihn. Was für eine Art Mensch ist es? Er erzeugt Schuhe, oder seine Uhren sind die besten, oder kauft nur bei ihm Hüte! Ja, schon sein Gesicht, das uns von Plakaten anlächelt, uns gleich-

sam die versöhnliche Seite der Gasthausrechnungen zeigt, und noch von einer Wiese grüßt, an der uns die Eisenbahn vorbeiführt, — schon sein Gesicht muß als Empfehlung seiner Ware wirken. Das muß ein treuer Uhrmacher sein, ein charmanter Huterer, ein bezaubernder Schuster! Und über allen der Gummi-König! Wer könnte ihm widerstehen? Wer sollte nicht schon im Anblick dieser verlässlichen Züge sich zu einer Probe auf die Unzerreißbarkeit menschlichen Vertrauens haben verführen lassen? Dieses Gesicht, in dem sich Herzlichkeit mit Klugheit paart, ist beinahe die Liebe selbst, jene Liebe, die ausschließlich die Vorsicht zur Mutter der Weisheit macht. Aber es wird zum Gesicht des Voyeurs, das uns bis an heimliche Stätten verfolgt. Und wir möchten uns manchmal doch fragen, ob wir uns das gefallen lassen müssen. Wenn wir nämlich dieses Gesicht als eine jener Hemmungen empfinden sollten, mit denen der erotische Sinn ausnahmsweise nicht fertig wird. Wir möchten uns fragen, ob das Glück, das diese Augen verheißt, nicht ohne diese Augen genossen werden könnte, und ob nicht eine Hochzeitsreise auch ohne die Begleitung des Gummi-König denkbar wäre. Aber eine Geschmacks-polizei gibt es nicht, die uns ersparen würde, mit der Ware immer gleich die Erinnerung an den trauten Händler zu beziehen. Und so schlingt sich ein Reigen markanter Persönlichkeiten durch das Leben eines Wiener Tages. Nehmen wir dazu all die bald entsetzten, bald jubelnden Physiognomien, die uns in den Annoncenrubriken tagtäglich versichern, wie trostlos das Leben ohne den Kleider-Gerstl und wie vollkommen es ist, nachdem man ihn gefunden hat, so können wir wohl sagen, daß dieses Wiener Dasein der Abwechslung starker Eindrücke nicht entbehrt.

Die populärsten Gesichter in Wien sind die zweier Heurigenwirte. In Überlebensgröße sind sie an jeder Straßenecke plakatiert, und ihr Ruhm hat sicher die Größe des Überlebens. So etwa haben sich die Deutschen die Köpfe von Schiller und Goethe eingepägt. Aber das österreichische Kulturniveau ist wahrlich ein höheres. Denn zu Schiller und Goethe besteht nur jene dekorative Beziehung, die das Gefunke von Bildung herstellt, während gewiß ein innerer Zusammenhang zwischen den Wienern und ihren Heroen besteht. Großväter werden einst aufhorchenden Enkeln erzählen, daß sie noch den Wolf in Gersthof gesehen haben, und Großmütter werden von der Erinnerung verjüngt sein, daß das Auge Hartwieggers auf ihnen geruht hat.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß, wie die Dinge heute liegen, ein wiederkehrender Goethe nicht wegen unerlaubter Reversion ausgewiesen würde.

An den Italienern habe ich beobachtet, daß sie nicht nur in allen Lebensverrichtungen dem bel canto obliegen, sondern daß auch der Ernst ihres Lebens der Operettenernst ist. Daß sie im Theater bei den Strophen vom Chin-chin-chinaman „bis“ rufen, bis dem Sänger die Kehle platzt, würde nichts schaden. Aber auch ihr Leben fließt dahin, wie die Handlung der „Geisha“, und es scheint durchaus so dargestellt, daß die preußischen Zuschauer es kapierten und ihr Vergnügen daran haben. Ich glaube nicht, daß die Italiener in der Frauenpsychologie über die Erkenntnis la donna è mobile hinausgekommen sind. Und wagte es einer zu bestreiten, würde gewiß ein anderer entgegen: eppur si muove!

Nie habe ich den Sinn des Wortes: „Mücken seigen und Kameele schlucken“ besser erfaßt als in Italien, wo liebevolle Wirte ein Moskitonetz über unsere Betten breiten.

Dagegen haben die Hamburger Betten eine hohe Kante. Man ist sicher, daß man bei stürmischer See nicht herausfällt. Ein sinnvoller rücker Brauch, in dem das Volk die Tradition der Kajüte bewahrt. Die Seekrankheit pflanzt sich auf dem Lande durch Tischlergenerationen fort, und nichts ist beim Aufstehen schmerzhafter, als die Erinnerung, daß die Hamburger ein Volk von Seefahrern sind.

An dem deutschen Kaffee habe ich eine übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber der Milch beobachtet. Er erleichtert, wenn sie nur in seine Nähe kommt. Das könnte auch ein Bild von der Beziehung der Geschlechter in diesem Lande sein.

Auf skandinavischen Bahnen heißt es: „Ikke lene sik ud“ und in Deutschland: „Nicht sich hin- auslehnen!“ In Österreich: „Es ist verboten, sich aus dem Fenster hinauszulehnen.“ Draußen sagt man: Es ist dein eigener Schade, wenn du's tust, oder: die Folgen hast du dir selbst zuzuschreiben. Idioten sagt man: Es ist verboten, sich umzu- bringen. Aus Furcht vor Strafe wird mancher es unterlassen, sich zu töten. Ein wohlver- stehender sozialer Geist verbietet, was das Recht des andern kränkt. Ein mißverstehender Indi- vidualismus sagt: Was du nicht willst, daß dir geschieht, das darfst du dir auch selbst nicht zufügen. Ich lasse mir's nicht ausreden, daß das Rauchverbot in einem österreichischen Bahn- coupé die Warnung vor einer Nikotinvergiftung bedeuten soll.

Drei Stufen der Zivilisation gibt es: Wenn in einem Anstandsorte überhaupt keine Tafel angebracht ist. Wenn eine Tafel angebracht ist, auf der die Weisung steht, daß die Kleider vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung zu bringen sind. Wenn die Weisung ausdrücklich bemerkt, daß es aus Schicklichkeitsrücksichten zu geschehen habe. Auf dieser höchsten Stufe der Zivilisation stehen wir.

Das Gedränge: Und nachdem das Unglück geschehen war, „fanden sich zahlreiche Neu- gierige ein, um die Unglücksstätte zu besich- tigen“, und da war das Unglück gegen die Provokationen der Neugierde bereits so abge- stumpft, daß es sich mit der stillen Verachtung begnügte.

An einem Wintersonntag nachmittags in einem Wiener Kaffeehaus, eingepfercht zwischen karten- spielenden Vätern, kreischenden Weibern und witzblattlesenden Kindern, mag man von einem solchen Gefühl der Einsamkeit erfaßt werden, daß man sich nach dem wechselvollen Leben sehnt, das um diese Stunde an der Adventbai herrschen mag.

In dieser Stadt gibt es Menschen und Ein- richtungen, Kutscher, Wirtshäuser und derglei- chen, von denen man nicht versteht, warum sie eigentlich so beliebt sind. Nach einigem Nach- denken kommt man aber darauf, daß sie ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken.

Die Leute, die uns bedienen, sie sind Sehens- würdigkeiten. Der Kutscher ist eine Indi- vidualität, und ich komme nicht vorwärts. Der Kellner hat Rasse und läßt mich deshalb auf das Essen warten. Der Kohlenmann singt ver- gnügt auf seinem Wagen, und ich friere.

Im Gefühlsleben der Kutscher und Dienst- männer schätze ich am höchsten die Dankbarkeit. Ihre Seele hat einen Standplatz und wenn ich an dem vorbeikomme, so wünscht mir noch heute einen guten Tag, wessen ich mich vor zehn Jahren einmal bedient habe. Habe ich das Glück, neben dem Standplatz zu wohnen, so muß ich solche Wünsche öfter im Tage hören und zurückgeben. Sind die Kutscher bei ihren Wagen, so zeigen sie, so oft ich vorübergehe, auf ihre Wagen und erklären mir, daß es Wagen sind. Dies geschieht immer, wenn ich nicht fahren will. Will ich aber fahren, so geschieht es nicht, weil kein Kutscher da ist. Sie dulden dann aber auch nicht, daß ich eine vorüberfahrende Droschke benütze. Schicke ich mich dazu an, so stürzen sie alle aus dem Wirtshaus zu der verlassenen Wagenburg und geben dem Gefühl der Kränkung in unvergeß- lichen Worten Ausdruck. Treffe ich einmal einen bei seinem Gefährt und möchte ich einsteigen, so herrscht er mich mit dem Zuruf an: „Bin b'stöllt!“ Ist er ausnahmsweise bereit, so tritt ein Mann mit nackten Füßen dazwischen, öffnet mir die Wagentür und beginnt den Wagen ab- zuwaschen. Der Kutscher weiß, daß ich Eile habe, und nützt darum die Zeit der Reinigung aus, um Kaffee zu trinken und von den Kollegen Abschied zu nehmen. Wer weiß, wohin die Fahrt geht und was einem zustößt. Aber dann besteigt er den Bock, und nachdem er das Pferd abgedeckt und den Taxameter, wenn ein solcher vorhanden ist, zugedeckt hat, dann wird es Ernst.

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

Hierzulande gibt es unpünktliche Eisenbahnen, die sich nicht daran gewöhnen können, ihre Verspätungen einzuhalten.

Wir Menschen sind immer mehr auf die Maschine angewiesen, und in Wien funktioniert nicht einmal die Maschine. Alles steht, nichts geht. Wird ein neues Restaurant eröffnet, so ist's, als ob es sich um die Erschaffung des Restaurants handelte. Alles steht erwartungs- voll. Aber das Restaurant geht nicht. Nichts geht hier und niemand. Ich habe noch nie einen Berliner stehen sehen. Sonst würde es sich wohl herausstellen, daß sein Materialwert geringer ist als der des Wiener. Dieser aber darf nicht gehen; sonst fielen er um. Alles steht und wartet: Kellner, Fiaker, Regierungen. Alles wartet auf das Ende, — wünsch einen schönen Weltunter- gang, Euer Gnaden!, und verlangt dafür noch Trinkgeld. Wir können warten. Der Ruf unseres Lebens: Wir können warten. Wenn ein Minister fällt, wir können warten. Wenn ein Roß fällt, wir können warten. Wir stehen und sehen aufs Dach, weil ein anderer hinauf- sieht. Der Kaffeesieder stellt sich vor unserm Tisch, der Restaurateur, der Direktor, der Ge- schäftsführer stehen uns mit Grüßen zu Diensten. Eine Hofequipe staut den Verkehr; wir können aufwarten. Der Berliner geht. Der Wiener steht in allen Lebenslagen. Er geht nicht einmal unter. Ein Kutscher muß die Schreie eines homerischen

Helden ausstoßen, um einen Passanten zu warnen, und man merkt, daß die Leute, wenn sie doch einmal gehen müssen, es nicht gelernt haben. Aber wie gesagt, stehen können sie vorzüglich. Gehen — nur mit der Burgmusik und hinter einem Erzherzog. Wien hat lauter „Wahrzeichen“ und jeder Wiener fühlt sich als solches; der jüngste Steffel sieht sich gern „stehen“. Das mag sehr schön sein, stolz sein, eigenberechtigt. Wenn nämlich ein Goethe stünde. Wenn aber ein Trottel den Weg verstellt, kommt ein Goethe nicht vorwärts.

Die Bedingung, unter der hier überhaupt ein soziales Leben zustande kommt, ist die Ver- pflichtung, außerhalb seiner Privatwohnung nicht nachzudenken. Aber man muß froh sein, daß das Recht auf Körperlichkeit, welches ein un- geregelter Straßenverkehr in jeder Stunde ge- fährdet, wenigstens theoretisch anerkannt wird. Eine glatte Abwicklung der äußeren Lebensnot- wendigkeiten würde es einem ermöglichen, zu sich selbst zu kommen. In einer Stadt, in der die Kutscher „Hoh!“ und „Höh!“ brüllen müssen, in der jeder Fußgänger über jedes Fuhrwerk staunt und jedes Fuhrwerk über jeden Fußgänger, ist es ein persönlicher Erfolg, mit heilen Gliedmaßen nachhause zu kommen. Im Gewühl der Berliner Friedrichstraße kann ich ungestörter denken als in den bekannten stillen Gassen der Wiener Vorstadt, die jene Literaten lieben, die aus keiner Patrizierfamilie stammen. Wenn die Mühle Lärm macht, kann der Müller schlafen. Und sein Traum ist schöner als die Poesie dieser kleinen Realität.

Jeder Wiener ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Berliner ein Verkehrsmittel.

Wenn ich den Portier eines Berliner Speise- hauses fragte, was die Reliefs und Friese im Stiegenraum bedeuten, so dürfte er mir antworten: „Das dient dazu, um dem Schönheitssinne Rechnung zu tragen.“ Wenn ich dort einen Lumpen- sammler fragte, wen ein Monument vorstellt, so dürfte er mir antworten: „Der Mann hat sich um das Schulwesen verdient gemacht.“ Das sind Greuel der Zivilisation. Aber ihre Vorteile, die man in Wien genießt, wenn man auf solche Fragen immer nur die Antwort bekommt: „Sö dampfsgcherter Pimpf, wer gibt denn Ihner an Fries ab!“, kriegt man mit der Zeit auch über.

Wien und Berlin. Ich brauche Automobi- droschken, um schneller zu mir selbst zu kommen. Die Ambrasersammlung habe ich in mir. Vielleicht auch eine Kapuzinergruft.



VII.

Länder und Leute

Ich setze meine Feder an den österreichischen Leichnam, weil ich immer noch glaube, daß er Leben atmet.

Preußen: Freizügigkeit mit Maulkorb. Österreich: Isolierzelle, in der man schreien darf.

Ich kenne eine Bureaokratie, die weniger auf Eingebungen als auf Eingaben hält.

Die österreichischen Nationalitäten vereinigen sich zu einer Huldigung und streiten deshalb um den Vorrang beim Huldigen.

In Deutschland bilden zwei einen Verein. Stirbt der eine, so erhebt sich der andere zum Zeichen der Trauer von seinem Platze.

Ich sah bei strömendem Regen einen Spritzenwagen durch die Straßen ziehen. Wozu die Spritze, da es doch ohnedies regnet? fragte ich. Weil vorn die Staubwalze geht, bekam ich zur Antwort.

Die Polizei sieht scharf darauf, daß sich nur das Alter und die Häßlichkeit dem Laster ergeben. Im Puff wird nur jene aufgenommen, deren Verdorbenheit noch aus einer früheren Polizeiarbeit datiert und deren Tugend etwa mit den Linienwällen fiel. Es muß eine Emeretrix sein... Die Invaliden singen: Uns hab'ns g'halten!

O über die gemeine Geschäftsmäßigkeit der Berliner Prostitution! Der Wiener ist gewöhnt, für zwei Gulden seelische Hingabe und das Gefühl des Alleinbesitzes zu verlangen.

Eine Stadt, in der die Männer von der Jungfrau, die es nicht mehr ist, den Ausdruck gebrauchen, sie habe „es hergegeben“, verdient dem Erdboden gleichgemacht zu werden.

Man fühlt sich von einer dämonischen Macht getrieben, allen denen, die gröhnend versichern, daß das „Drahn“ ihr Leben sei, dieses zu nehmen.

Stimmung der Wiener: das ewige Stimmen eines Orchesters.

Um Verwechslungen vorzubeugen, unterscheidet der Wiener: „ißt“ und „is“.

Die Küche: Gemüse und Gehirne mit Mehl zubereitet.

Man liest manchmal, daß eine Stadt soundsoviel hunderttausend „Seelen“ hat, aber es klingt übertrieben. Aus demselben Grunde müßte auch mit dem System der Volkszählung nach „Köpfen“ endlich gebrochen werden. Man wäre aber gegen die Statistik der Millionenziffern nicht mehr mißtrauisch, wenn ein anderer Körperteil als Einheit bei der Volkszählung verwendet würde. Niemand könnte mehr sagen, daß eine solche Schätzung — zum Beispiel bei einer Großstadt wie Wien — übertrieben sei. Die Aufnahme und Abgabe der Nahrung sind fraglos die wichtigsten Interessen, die das geistige Leben einer Bevölkerung bestimmen können. Traurig ist nur, daß sie selbst das, was ihr das Wichtigste ist, so schlecht beherrscht. Die Kultur dieser Lebensbetätigungen schreitet durchaus nicht vorwärts, und wenn es auch ein Vorzug ist, ein starker Esser zu sein, so ist es doch keiner, ein lauter Esser zu sein und sich so zu gebärden, daß man die Geräusche der Behaglichkeit bis ins Ausland hört.

Wo tue ich das Gesicht nur hin? Man sinnt und sinnt und kommt nicht darauf. Aber es kann auch einer sein, den man bestimmt zum erstenmal getroffen hat. Endlich hat man ihn. Was für eine Art Mensch ist es? Er erzeugt Schuhe, oder seine Uhren sind die besten, oder kauft nur bei ihm Hüte! Ja, schon sein Gesicht, das uns von Plakaten anlächelt, uns gleich-

sam die versöhnliche Seite der Gasthausrechnungen zeigt, und noch von einer Wiese grüßt, an der uns die Eisenbahn vorbeiführt, — schon sein Gesicht muß als Empfehlung seiner Ware wirken. Das muß ein treuer Uhrmacher sein, ein charmanter Huterer, ein bezaubernder Schuster! Und über allen der Gummi-König! Wer könnte ihm widerstehen? Wer sollte nicht schon im Anblick dieser verlässlichen Züge sich zu einer Probe auf die Unzerreißbarkeit menschlichen Vertrauens haben verführen lassen? Dieses Gesicht, in dem sich Herzlichkeit mit Klugheit paart, ist beinahe die Liebe selbst, jene Liebe, die ausschließlich die Vorsicht zur Mutter der Weisheit macht. Aber es wird zum Gesicht des Voyeurs, das uns bis an heimliche Stätten verfolgt. Und wir möchten uns manchmal doch fragen, ob wir uns das gefallen lassen müssen. Wenn wir nämlich dieses Gesicht als eine jener Hemmungen empfinden sollten, mit denen der erotische Sinn ausnahmsweise nicht fertig wird. Wir möchten uns fragen, ob das Glück, das diese Augen verheißen, nicht ohne diese Augen genossen werden könnte, und ob nicht eine Hochzeitsreise auch ohne die Begleitung des Gummi-König denkbar wäre. Aber eine Geschmacks-polizei gibt es nicht, die uns ersparen würde, mit der Ware immer gleich die Erinnerung an den trauten Händler zu beziehen. Und so schlingt sich ein Reigen markanter Persönlichkeiten durch das Leben eines Wiener Tages. Nehmen wir dazu all die bald entsetzten, bald jubelnden Physiognomien, die uns in den Annoncenrubriken tagtäglich versichern, wie trostlos das Leben ohne den Kleider-Gerstl und wie vollkommen es ist, nachdem man ihn gefunden hat, so können wir wohl sagen, daß dieses Wiener Dasein der Abwechslung starker Eindrücke nicht entbehrt.

Die populärsten Gesichter in Wien sind die zweier Heurigenwirte. In Überlebensgröße sind sie an jeder Straßenecke plakatiert, und ihr Ruhm hat sicher die Größe des Überlebens. So etwa haben sich die Deutschen die Köpfe von Schiller und Goethe eingepägt. Aber das österreichische Kulturniveau ist wahrlich ein höheres. Denn zu Schiller und Goethe besteht nur jene dekorative Beziehung, die das Geflunker von Bildung herstellt, während gewiß ein innerer Zusammenhang zwischen den Wienern und ihren Heroen besteht. Großväter werden einst aufhorchenden Enkeln erzählen, daß sie noch den Wolf in Gersthof gesehen haben, und Großmütter werden von der Erinnerung verjüngt sein, daß das Auge Hartwieggers auf ihnen geruht hat.

Es ist ganz ausgeschlossen, daß, wie die Dinge heute liegen, ein wiederkehrender Goethe nicht wegen unerlaubter Reversion ausgewiesen würde.

An den Italienern habe ich beobachtet, daß sie nicht nur in allen Lebensverrichtungen dem bel canto obliegen, sondern daß auch der Ernst ihres Lebens der Operettenernst ist. Daß sie im Theater bei den Strophen vom Chin-chin-chinaman „bis“ rufen, bis dem Sänger die Kehle platzt, würde nichts schaden. Aber auch ihr Leben fließt dahin, wie die Handlung der „Geisha“, und es scheint durchaus so dargestellt, daß die preußischen Zuschauer es kapieren und ihr Vergnügen daran haben. Ich glaube nicht, daß die Italiener in der Frauenpsychologie über die Erkenntnis la donna mobile hinausgekommen sind. Und wagte es einer zu bestreiten, würde gewiß ein anderer entgegen: eppur si muove!

Nie habe ich den Sinn des Wortes: „Mücken seigen und Kameele schlucken“ besser erfaßt als in Italien, wo liebevolle Wirte ein Moskitonetz über unsere Betten breiten.

Dagegen haben die Hamburger Betten eine hohe Kante. Man ist sicher, daß man bei stürmischer See nicht hinausfällt. Ein sinnentrückter Brauch, in dem das Volk die Tradition der Kajüte bewahrt. Die Seekrankheit pflanzt sich auf dem Lande durch Tischlergenerationen fort, und nichts ist beim Aufstehen schmerzhafter, als die Erinnerung, daß die Hamburger ein Volk von Seefahrern sind.

An dem deutschen Kaffee habe ich eine übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber der Milch beobachtet. Er erleichtert, wenn sie nur in seine Nähe kommt. Das könnte auch ein Bild von der Beziehung der Geschlechter in diesem Lande sein.

Auf skandinavischen Bahnen heißt es: „Ikke lene sik ud“ und in Deutschland: „Nicht sich hinauslehnen!“ In Österreich: „Es ist verboten, sich aus dem Fenster hinauszulehnen.“ Draußen sagt man: Es ist dein eigener Schade, wenn du's tust, oder: die Folgen hast du dir selbst zuzuschreiben. Idioten sagt man: Es ist verboten, sich umzubringen. Aus Furcht vor Strafe wird mancher es unterlassen, sich zu töten. Ein wohlverstandener sozialer Geist verbietet, was das Recht des andern kränkt. Ein mißverstehender Individualismus sagt: Was du nicht willst, daß dir geschieht, das darfst du dir auch selbst nicht zufügen. Ich lasse mir's nicht ausreden, daß das Rauchverbot in einem österreichischen Bahncoupé die Warnung vor einer Nikotinvergiftung bedeuten soll.

Drei Stufen der Zivilisation gibt es: Wenn in einem Anstandsorte überhaupt keine Tafel angebracht ist. Wenn eine Tafel angebracht ist, auf der die Weisung steht, daß die Kleider vor dem Verlassen der Anstalt in Ordnung zu bringen sind. Wenn die Weisung ausdrücklich bemerkt, daß es aus Schicklichkeitsrücksichten zu geschehen habe. Auf dieser höchsten Stufe der Zivilisation stehen wir.

Das Gedränge: Und nachdem das Unglück geschehen war, „fanden sich zahlreiche Neugierige ein, um die Unglücksstätte zu besichtigen“, und da war das Unglück gegen die Provokationen der Neugierde bereits so abgestumpft, daß es sich mit der stillen Verachtung begnügte.

An einem Wintersonntag nachmittags in einem Wiener Kaffeehause, eingepfercht zwischen kartenspielenden Vätern, kreischenden Weibern und witzblattlesenden Kindern, mag man von einem solchen Gefühl der Einsamkeit erfaßt werden, daß man sich nach dem wechselvollen Leben sehnt, das um diese Stunde in der Adventbai herrschen mag.

In dieser Stadt gibt es Menschen und Einrichtungen, Kutscher, Wirtshäuser und dergleichen, von denen man nicht versteht, warum sie eigentlich so beliebt sind. Nach einigem Nachdenken kommt man aber darauf, daß sie ihre Beliebtheit ihrer Popularität verdanken.

Die Leute, die uns bedienen, sie sind Sehenswürdigkeiten. Der Kutscher ist eine Individualität, und ich komme nicht vorwärts. Der Kellner hat Rasse und läßt mich deshalb auf das Essen warten. Der Kohlenmann singt vergnügt auf seinem Wagen, und ich friere.

Im Gefühlsleben der Kutscher und Dienstmänner schätze ich am höchsten die Dankbarkeit. Ihre Seele hat einen Standplatz und wenn ich an dem vorbeikomme, so wünscht mir noch heute einen guten Tag, wessen ich mich vor zehn Jahren einmal bedient habe. Habe ich das Glück, neben dem Standplatz zu wohnen, so muß ich solche Wünsche öfter im Tage hören und zurückgeben. Sind die Kutscher bei ihren Wagen, so zeigen sie, so oft ich vorübergehe, auf ihre Wagen und erklären mir, daß es Wagen sind. Dies geschieht immer, wenn ich nicht fahren will. Will ich aber fahren, so geschieht es nicht, weil kein Kutscher da ist. Sie dulden dann aber auch nicht, daß ich eine vorüberfahrende Droschke benütze. Schicke ich mich dazu an, so stürzen sie alle aus dem Wirtshaus zu der verlassenem Wagenburg und geben dem Gefühl der Kränkung in unvergeßlichen Worten Ausdruck. Treffe ich einmal einen bei seinem Gefährt und möchte ich einsteigen, so herrscht er mich mit dem Zuruf an: „Bin b'stöllt!“ Ist er ausnahmsweise bereit, so tritt ein Mann mit nackten Füßen dazwischen, öffnet mir die Wagentür und beginnt den Wagen abzuwaschen. Der Kutscher weiß, daß ich Eile habe, und nützt darum die Zeit der Reinigung aus, um Kaffee zu trinken und von den Kollegen Abschied zu nehmen. Wer weiß, wohin die Fahrt geht und was einem zustoßt. Aber dann bestegte er den Bock, und nachdem er das Pferd abgedeckt und den Taxameter, wenn ein solcher vorhanden ist, zugedeckt hat, dann wird es Ernst.

Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man zum Südbahnhof kommt!

Hierzulande gibt es unpünktliche Eisenbahnen, die sich nicht daran gewöhnen können, ihre Verspätungen einzuhalten.

Wir Menschen sind immer mehr auf die Maschine angewiesen, und in Wien funktioniert nicht einmal die Maschine. Alles steht, nichts geht. Wird ein neues Restaurant eröffnet, so ist's, als ob es sich um die Erschaffung des Restaurants handelte. Alles steht erwartungsvoll. Aber das Restaurant geht nicht. Nichts geht hier und niemand. Ich habe noch nie einen Berliner stehen sehen. Sonst würde es sich wohl herausstellen, daß sein Materialwert geringer ist als der des Wieners. Dieser aber darf nicht gehen; sonst fielen er um. Alles steht und wartet: Kellner, Fiaker, Regierungen. Alles wartet auf das Ende, — wünscht einen schönen Weltuntergang, Euer Gnaden!, und verlangt dafür noch Trinkgeld. Wir können warten! Der Ruf unseres Lebens: Wir können warten. Wenn ein Minister fällt, wir können warten. Wenn ein Roß fällt, wir können warten. Wir stehen und sehen aufs Dach, weil ein anderer hinaufsieht. Der Kaffeeseider stellt sich vor unsern Tisch, der Restaurateur, der Direktor, der Geschäftsführer stehen uns mit Grüßen zu Diensten. Eine Hofequipage staut den Verkehr; wir können aufwarten. Der Berliner geht. Der Wiener steht in allen Lebenslagen. Er geht nicht einmal unter. Ein Kutscher muß die Schreie eines homerischen

Helden ausstoßen, um einen Passanten zu warnen, und man merkt, daß die Leute, wenn sie doch einmal gehen müssen, es nicht gelernt haben. Aber wie gesagt, stehen können sie vorzüglich. Gehen — nur mit der Burgmusik und hinter einem Erzherzog. Wien hat lauter „Wahrzeichen“ und jeder Wiener fühlt sich als solches; der jüngste Steffel sieht sich gern „stehen“. Das mag sehr schön sein, stolz sein eigenberechtigt. Wenn nämlich ein Goethe stünde. Wenn aber ein Trottel den Weg verstellt, kommt ein Goethe nicht vorwärts.

Die Bedingung, unter der hier überhaupt ein soziales Leben zustande kommt, ist die Verpflichtung, außerhalb seiner Privatwohnung nicht nachzudenken. Aber man muß froh sein, daß das Recht auf Körperlichkeit, welches ein unregelter Straßenverkehr in jeder Stunde gefährdet, wenigstens theoretisch anerkannt wird. Eine glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten würde es einem ermöglichen, zu sich selbst zu kommen. In einer Stadt, in der die Kutscher „Hoh!“ und „Höh!“ brüllen müssen, in der jeder Fußgänger über jedes Fuhrwerk staunt und jedes Fuhrwerk über jeden Fußgänger, ist es ein persönlicher Erfolg, mit heilen Gliedmaßen nachhause zu kommen. Im Gewühl der Berliner Friedrichstraße kann ich ungestörter denken als in den bekannten stillen Gassen der Wiener Vorstadt, die jene Literaten lieben, die aus keiner Patrizierfamilie stammen. Wenn die Mühle Lärm macht, kann der Müller schlafen. Und sein Traum ist schöner als die Poesie dieser kleinen Realität.

Jeder Wiener ist eine Sehenswürdigkeit, jeder Berliner ein Verkehrsmittel.

Wenn ich den Portier eines Berliner Speisehauses fragte, was die Reliefs und Friese im Stiegenraum bedeuten, so dürfte er mir antworten: „Das dient dazu, um dem Schönheitssinne Rechnung zu tragen.“ Wenn ich dort einen Lumpensammler fragte, wen ein Monument vorstellt, so dürfte er mir antworten: „Der Mann hat sich um das Schulwesen verdient gemacht.“ Das sind Greuel der Zivilisation. Aber ihre Vorteile, die man in Wien genießt, wenn man auf solche Fragen immer nur die Antwort bekommt: „Sö dampfsgscherer Pimpf, wer gibt denn Ihner an Fries ab!“, kriegt man mit der Zeit auch über.

Wien und Berlin. Ich brauche Automobildroschken, um ~~schleunig~~ zu mir selbst zu kommen. Die Ambräasersammlung habe ich in mir. Vielleicht auch eine Kapuzinergruft.

16

16



II

Ich halte die glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten für ein tieferes Kulturproblem als den Schutz der Karlskirche. Ich glaube zuversichtlich, daß Karlskirchen nur entstehen können, wenn wir allen innern Besitz, alles Gedankenrecht und alle produktiven Kräfte des Nervenlebens unversehrt erhalten und nicht im Widerstand der Instrumente verbrauchen lassen.

*

Die Straßen Wiens sind mit Kultur gepflastert, die Straßen anderer Städte mit Asphalt.

*

Dafür, daß in einem Wiener Restaurant sechs „Speisentäger“ mich fragen, ob ich schon befohlen habe, und kein einziger gehorcht, dafür, daß sich der Ruf „Zahlen!“ echoartig fortpflanzt, ohne erhöht zu werden, dafür, daß die Verteilung des Trinkgelds nach Alters-, Verdienst- und Berufskategorien alle anderen Probleme, die mir etwa durch den Kopf gehen könnten, verdrängt, dafür kann die Schönheit des äußeren Burgplatzes nur eine geringe Entschädigung bieten.

*

Das größte Verhängnis des Wiener Lebens ist es, Stammgast zu sein. Man muß sich für Individualitäten interessieren, für die man sich nicht interessieren mag, und wird einer Aufmerksamkeit teilhaftig, die man nicht wünscht. Der einzige Vorteil besteht darin, daß einem bei der Begrüßung sein Name zugerufen wird, den man ja immerhin vergessen haben könnte und den sich nun wenigstens die anderen Stammgäste zuverlässig merken.

*

Zu den ärgsten unserer barbarischen Speisesitten gehört die Zwangswiederholung des Geschmacks einer Speise für das Ansagen bei der Rechnung. Ich bin bereits lebensüberdrüssig und muß dem Kellner noch gestehen, daß ich ein Rindfleisch gehabt habe.

*

Der Mangel an Individualitäten, die uns vorwärtsbringen, erklärt sich am Ende daraus, daß hier so viele Kutscher Individualitäten sind.

*

Mir wern kan Richter brauchen, um zu entscheiden, daß Wien schöner ist als Berlin. Aber das ist ja gerade das Unglück.

*

Girardi in Berlin? Wir haben einen Bazar nach Berliner Muster aus uns gemacht, in dem für Echtheit kein Platz ist. Darum hat die Echtheit nach Berlin gehen müssen. Dort ist für alles Platz, denn dort bewährt sich ein System, dem wir nicht gewachsen sind. Wir sind ethnographisch interessant geworden und haben die Eigenart unseres Volkstums in die Weltausstellung geschickt.

*

Die unverdiente Schönheit dieser Stadt! Die ihr aber zum sogenannten „Ernst der Arbeit“ zureden, sind so töricht wie ihre Schmeichler und Feuilletonisten. Nicht daß ihre Männer nicht arbeiten, ist beklagenswert, aber daß sie nicht denken. Es ist ja verdienstlich, sich darauf zu verlassen, daß der Himmel blau ist und die Wiese grün. Wer da sagt, davon könne man nicht leben, ist ein Philister. Aber wer sagt, es sei traurig, davon zu leben, sagt die Wahrheit.

*

Wenn man an den Denkmälern einer Stadt in einer Automobildroschke vorüberkommt, dann können sie einem nichts anhaben.

*

Der Zauber alles phantastischen Lebens, alle Märchenschimmer weben um eine Stadt, in der es Taxameter und Untergrundbahnen gibt. Ein öder Kasernengeist zwingt uns, täglich einmal anzuerkennen, daß der Prater schön ist.

*

Hoffnungsvolle Saat der Berliner Geschmackslosigkeit! Sie ist für den Tag gebaut und gibt Gewähr, daß morgen jeder seine Träume erneuern kann. Phantasie eilt auf Holztreppe in die Höhe und taucht unter, wo sie will. Im Menschengewühl kommt man zu sich selbst. Wer unter die Räder gerät, steht mit heilen Gliedern auf. Man wird nicht „u. a.“ gesehen, sondern verschwindet u. a. Alle sind Nummern, darum hat jeder die Freiheit, eine Individualität zu sein. Alles geht nach der Uhr, darum kann jeder nach seiner eigenen gehen. Dieser Ordnungssinn macht das Leben abenteuerlich. Ein beruhigendes Gefühl der Unsicherheit überkommt dich. Kein Gaffer trägt's dir nach, wenn du Austern verSpeisest. Kellner sprechen wie Staatsmänner und kein Gast beachtet sie. Das Leben geht in einem Hui, man kann es kaum bis zur nächsten Straßenecke verfolgen, und der Augenblick ist schön, weil man zu ihm nicht sagen kann: ver-

weile doch. E. T. A. Hoffmann zieht aus Lutters Weinstube ins Automatenbuffet. Schminke macht das Leben echt. Diese Weiber leben am Tage überhaupt nicht, stellen die notwendigsten Gliedmaßen zusammen, um am Abend eine echte Toilette ausfüllen zu können; fehlt einmal ein halber Busen, macht's auch nichts. Die Friedrichstraße ist so trostlos, daß sich jeden Moment eine Fata Morgana bilden kann... Hierzulande stoßen wir uns an den ein für allemal erschaffenen Wundern der Echtheit die Köpfe blutig.

*

Es ist die größte Ungerechtigkeit, Wien immer nur um seiner Fehler willen zu tadeln, da doch auch seine Vorzüge Tadel verdienen. Jenes Buch aber tadelt Wien gar um der Fehler willen, die bloß die ihm fehlenden Vorzüge sind. Wie doch der Autor das kulturelle Niveau der Wiener hebt, um es anzugreifen! Beklagenswert ist diese falsche Optik eines Tadels, der einem Volk die Vorzüge erst andichten muß, die er ihm verübeln will. Der Autor hat im Österreichischen die Lebensanschauung der Illusionen entdeckt und gibt einer Dynastie, die gewiß die treueste Hüterin der Realitäten vorstellt, Schuld daran, daß der Wiener in einer unwirklichen Welt lebt. Die Geschichte habe es „einmal versuchen wollen, ob der Geist allein herrschen kann“, und setzte die Habsburger ein. Sie haben die Welt aus ihrem Geist erschaffen. Und solchen Panegyriker auf den sublimsten Künstlersinn hat man für illoyal gehalten! Ich aber möchte die durchwegs verkehrte Betrachtung einer Volkswesenheit, die sich ausschließlich in kleinen Echtheiten erschöpft, nicht dulden. Denn die Wiener Welt ist nicht aus dem Geist, sondern aus dem Rindfleisch erschaffen. An dieser Solidität, die nach dem Kilo mißt, wird alle Phantasie zuschanden, die irgendeine Welt erschaffen könnte. Der schöpferische Geist der Unwirklichkeit, den der Autor entdeckte, hat in der österreichischen Geschichte sichtbar bloß einmal seine Hand im Spiel gehabt: als es bei der Anlage der Südbahn zwischen Wien und Baden sich herausstellte, daß kein Berg vorhanden war, und dennoch ein Tunnel gebaut werden mußte.

*

In Berlin geht man auf Papiermaché, in Wien beißt man auf Granit.

*

In Berlin wächst kein Gras, und in Wien verdorrt es.

*

Wie hier alles doch den Flug lähmt! Aus Einfliegern werden Einsiedler.

*

VIII.

Stimmungen, Worte

Als die Sonne tagelang mit den Wolken balgte, war's wie der Kampf zwischen dem gelben Panther und dem schwarzen Stier. Der Spannung solchen Schauspiels können die Wahrheiten des Barometers nichts anhaben.

*

Sonnenuntergang, Einsamkeit und drei Kaftans am Strand von Norderney. Wenn die Sonne ins Meer taucht und die Farben ihres Abschieds über den Horizont breitet, mischen sich die drei schwarzen Punkte hinein, als ob sie zum Spektrum gehörten. Die Unveränderlichkeit der Dinge, zweifach veranschaulicht. Welche ist ewiger?

*

Koketterie ist bloß Talent. Aber es gibt Blicke, die nicht sagen, daß sie lieben, nur sich daran sättigen, daß sie geliebt werden. Sie haben so viel Liebe, weil sie so viel Liebe aufnehmen müssen. Der Spaziergänger, der gebannt stehen bleibt, könnte glauben, daß sie ihm gelten; aber sie gelten wahrscheinlich dem Hund, den die Besitzerin in einer dem Hund und dem Passanten unvergesslichen Attitüde über die Straße trägt.

*

Zwei haben nicht geheiratet und leben seit damals in einer Art gegenseitiger Witwerschaft.

*

Ihr Gatte erlaubt ihr, Theater zu spielen — die Bohème hätte ihr nicht erlaubt, verheiratet zu sein. Also ist in der Gesellschaft noch immer mehr Freiheit als in der Bohème, die ihre unumstößlichen Gesetze hat.

*

Eine untrügliche Probe der Dummheit: Ich frage einen Diener, um welche Zeit gestern ein Besuch da war. Er sieht auf seine Uhr und sagt: „Ich weiß nicht, ich hab' nicht auf die Uhr gesehen!“

*

Die Plattform des Humors: Die Passagiere eines Omnibus lächeln, wenn einer beim Aufsteigen ausrutscht. Dieser lächelt, wenn es ihm dennoch gelungen ist.

*

Wer Gehirngymnastik treiben will, versuche das Gespräch einer Tafelrunde, dessen Entfernung von dem ursprünglichen Thema ihm an einem Punkte besonders auffällt, so schnell wie möglich zu rekonstruieren. Er blättere in diesem Konversationslexikon, und er wird einen Zickzackweg übersehen, an dessen Anfang und Ende Gegenstände sind, die einen an die drollige Zusammenhangslosigkeit der Aufschriften erinnern mag: Von Gotik bis Heizanlage und von Newton bis Pazifik.

*

In zweifelhaften Fällen entscheide man sich für das Richtige.

*

Die skurrilste Form, in der sich die Menschenwürde aufzutut: das empörte Gesicht eines Kellners, dem man geklopft hat, nachdem man vergebens gerufen hat.

*

Eine Schirmfabrik gibt den öffentlichen Geschmack dem Anblick eines Plakats preis, auf dem Romulus und Remus mit aufgespannten Regenschirmen dargestellt sind. Ich habe oft über diese Symbolik nachgedacht. Immer wieder aber fand ich nur die eine trostlose Erklärung: Infolge ungünstiger Witterung ist die Gründung Roms abgesetzt.

*

Praterfahrt: Das Pferd hat die Welt vor sich. Dem Kutscher ist die Welt so groß wie ein Pferdehinterer. Dem Kavalier ist die Welt so groß wie der Rücken des Kutschers. Und dem gaffenden Volk, dem ist die Welt nur mehr so groß wie das Gesicht des Kavaliers.

*

Was ist das Kraftbewußtsein eines Nero, was ist der Vernichtungsdrang eines Tschingiskhan, was ist die Machtvollkommenheit des jüngsten Gerichtes gegen das Hochgefühl eines Konzipisten der konskriptionsämtlichen Abteilung des magistratischen Bezirksamtes, der einen wegen Nichtfolgeleistung einer Vorladung zur Anmeldung behufs Veranlagung zur Bemessung der Militärsteuer zu einer Geldstrafe von zwei Kronen verurteilt!

*

Besser, es wird einem nichts gestohlen. Dann hat man wenigstens keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei.

*

Die Gewalttätigkeit des Daseins und die Unmotiviertheit aller menschlichen Dinge geht einem nie so deutlich auf, wie wenn man das Malheur hat, in einem Wagen zu sitzen, der halten muß, weil ihn die Burgmusik umbrandet.

*

An dem Gang eines Betrunkenen sah ich deutlich, wie ihm der Sonntag auf dem Gesicht saß.

*

Ich hatte eine schreckliche Vision: Ich sah ein Konversationslexikon auf einen Polyhistor zugehen und ihn aufschlagen.

*

Welch sonderbarer Aufzug! Sie geht hinter ihm, wie eine Leiche hinter einem Leidtragenden.

*

P. A. ist ein Narr, aber er steht um einer Weisheit willen, die genug Humor hat, sich selbst in Frage zu stellen, hoch über dem schreibenden Haufen.

*

Die Bohème hat sonderbare Heilige. Ein Eremit, der von Wurzeln lebt!

*

Emerson: Deutsche Philosophie, die auf dem Transport Wasser angezogen hat.

*

Der neue Snob: das Bildnis des Dori Gray.

*

Der Philosoph L. St. aus Ungarn: Kein Führer, aber der Primas unter den Denkern. Er wird an den Tisch gerufen und zeigt den Leuten die Philosophie ins Ohr.

*

Kompilatoren sind Wissenschaftlhuber.

*

Weltanschauung ist ein gutes Pferd. Aber es ist immerhin ein Unterschied zwischen einem Reiter und einem Roßtäuscher.

*

Ein Rezensent, der zu den passenden Worten immer ein Urteil findet.

*

Es dürfte kaum einen Schriftsteller geben, der in so kurzer Zeit so unberühmt geworden ist wie X.

*

Nicht jeder, der sich einbildet, ein Brutus zu sein, ist deshalb schon ein Spiegelberg.

*

Er ließ einem Größenwahn, der nicht von ihm ist, die Zügel, die er sich ausgeborgt hatte, schießen.

*

Er war ein Most, der sich absurd gebärdete, ohne es zu sein.

*

Wer immer mit dem Kalb des anderen pflügt, der pflügt schließlich mit dem goldenen.

*

Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.

*



IX

18a

Handwritten notes in the top left corner, including "Sind...".

Es war die Art des großen Komikers Knaack:
Mit Scherz Entsetzen treiben.

*

Ein Unzufriedener, der sich seinen Ärger beim
Essen durch keinen Appetit verderben läßt.

*

Ein vortrefflicher Pianist. Aber sein Spiel
muß das Aufstoßen der guten Gesellschaft nach
einem Diner übertönen.

*

Anwesend waren u. a. der Verwaltungsrat
der Kretinose-Aktiengesellschaft und der Direktor
der vereinigten Banalitätswerke.

*

Wie doch die Landschaft die körperliche
Entwicklung bestimmt! Es gibt Alpengegenden,
in denen die Einheimischen einen Kropf und
die Zugereisten Plattfüße haben.

*

Die Funktion der Milz muß ähnlich sein
wie die der Notare im Staate: notwendig, aber
überflüssig.

*

„Würde“ ist die konditionale Form von dem,
was einer ist.

*

Seine Überzeugung ging ihm über alles, so-
gar über das Leben. Doch er war opfermutig,
und als es dazu kam, gab er gern seine Über-
zeugung für sein Leben hin.

*

Einer sagte, ich hätte versucht, ihn an die
Wand zu drücken. Das ist nicht wahr. Es ist
mir bloß gelungen.

*

Eine Schreibmaschine hatte einen Schriftsteller,
aber sie kam nicht auf die Gestehungskosten.

*

Was das Herz leer ist, des geht der Mund
über.

*

Mir träumte, es gäbe in Deutschland einen
Kämpfer des Geistes, der strich alle s-Laute aus
den zusammengesetzten Wörtern. Er sprach
von Beleidigungsklagen und von Verhandlung-
terminen, von Gewohnheitsverbrechen und von
Unzuchtvermittlungversuchen. Die verschmähten
s-Laute, die sonst lieb Kind bei der deutschen
Zunge waren, beschlossen, sich zu rächen. Und
als jener einmal einem alten Manne die geschlecht-
lichen Verirrungsnachweise aus dessen Jüngling-
tagen vorzählte, da vereinigten sie sich zu einem
Zischchorus, wie er in Deutschland noch nicht
gehört worden war. Und da gab es keinen
Schwichtigunggrund... Als ich aber erwachte,
merkte ich, daß es Zukunftsmusik war.

*

Ich kannte einen Helden, der an Siegfried
durch die dicke Haut erinnerte und an Achill
durch die Beschaffenheit seiner Ferse.

*

Es gibt Leute, die in öffentlichen Lokalen
nur deshalb nicht geduldet werden, weil sie nicht
bezahlen. Man nennt sie Journalisten.

*

Ein Witzbold: Kopfsucken ist keine Gehirn-
tätigkeit.

*

Er beneidet den Humor des andern, wie ein
junger Grind die alte Grätze.

*

Eine Berührung mit ihm wirkt, wie wenn
man Schlamm berührte. Seitdem ich das weiß,
rühre ich nie mehr Schlamm an.

*

Ein skrupelloser Maler, der unter dem Vor-
wand, eine Frau besitzen zu wollen, sie in sein
Atelier lockt und dort malt.

*

Sie ist mit einer Lüge in die Ehe getreten.
Sie war eine Jungfrau und hat es ihm nicht
gesagt.

*

Wo sie hintrat, wuchs kein Gras, außer
jenem, in das sie die Männer beißen ließ.

*

Kann man aus der Büchse der Pandora auch
eine Prise Schnupftabak nehmen? Wohl be-
komm's, Freund W.!

*

Er war eifersüchtig und sammelte Moose.
Er wünschte, daß seine Frau kryptogam lebe.

*

Wir leben in einer Gesellschaft, die „Mono-
gamie“ mit „Einheirat“ übersetzt.

*

Die Gesellschaftsordnung ist controlsexual
veranlagt.

*

Unverständene Frauen gibt es nicht. Sie
sind bloß die Folge einer Wortverwechslung,
die einem Feministen passierte, weil sie nämlich
nicht verstanden, sondern begriffen sein wollen.
Es gibt also doch unverständene Frauen.

*

Der Philister berauscht sich an dem reinen
Wein, den er dem Mädchen über seine Ver-
mögensverhältnisse einschenkt.

*

Die Medizin: Geld her und Leben!

*

Im Sanatorium werden Finanzoperationen
vorgenommen und auf der Klinik Stoffwechsel-
prolongierungen.

*

Modernes Symbol: Der Tod mit der Huppe.

*

Die Zeitung ist die Konserve der Zeit.

*

Ein Zitatensprotz leitete einen Nekrolog mit
den Worten ein: De mortuis nil admirari.

*

~~Polonia est semel divisa in partes tres.~~

*

Da ich die Nachrichten der Tagespresse nur
so überfliege, geschah es mir, daß ich zwei be-
nachbarte Überschriften durcheinanderwarf: „Be-
such Iswolskis in Österreich“ und „Raubversuch
in einem Trödlerladen“.

*

Sire, geben Sie wenigstens bis auf Widerruf
freiwillig eröffnete Gedankengänge!

Handwritten note: Der Librettist hat den Kopf ein * Abgibt als alt Librettist.

*

Ein Blitzableiter auf einem Kirchturm ist
das denkbar stärkste Mißtrauensvotum gegen
den lieben Gott.

*

Säkularisation: Die Kirche hat einen guten
Magen. Trotzdem hat man ihn manchmal aus-
gepumpt.

*

Bismarcks Begräbnis: In Friedrichsruh ward
einem ungebetenen Gast der Sargdeckel vor der
Nase zugeschlagen.

*

Die Deutschen — das Volk der Richter und
Henker.

*

Handwritten note: H. B. Sa,

Handwritten notes: L. R. F. N. 22 24

Handwritten note: Imm

Handwritten note: Hautfarbe der

Handwritten note: H. B. F.

Handwritten signature/initials.

Handwritten note: H. B.

Handwritten mark: x

Handwritten mark: HK

IX. Sprüche und Widersprüche

Der Aphorismus deckt sich nie mit der Wahrheit; er ist entweder eine halbe oder anderthalb Wahrheiten.

*

Es gibt zweierlei Vorurteil. Das eine steht über allem Urteil. Es nimmt die innere Wahrheit vorweg, ehe das Urteil der äußeren nahe gekommen ist. Das andere steht unter allem Urteil; es kommt auch der äußeren Wahrheit nicht nahe. Das erste Vorurteil ist über die Zweifel des Rechts erhaben, es ist zu stolz, um nicht berechtigt zu sein, es ist unüberwindlich und führt zur Absonderung. Das zweite Vorurteil läßt mit sich reden; es macht seinen Träger beliebt und ist auch als Verbindung eines Urteils mit einem Vorteil praktikabel.

*

Das Vorurteil ist ein unentbehrlicher Hausknecht, der lästige Eindrücke von der Schwelle weist. Nur darf man sich von seinem Hausknecht nicht selbst hinauswerfen lassen.

*

Eine gesunde Mischung von Phantastik und Pedanterie findet sich damit ab, daß die Welt just die Grenzen hat, welche die Vorstellung ihr gibt. Ein regulierbarer Horizont kann nicht eng sein.

*

Man unterscheide Menschen, die im Frühling den Winterrock ablegen, und Menschen, die die Ablegung des Winterrocks als unfehlbares Mittel zur Herbeiführung des Frühlings ansehen. Die ersten werden eher den Schnupfen kriegen.

*

Alles schwelgende Genießen in Küche und Keller, alle Kennerschaft in Liebe und Leben beruht nicht auf der Fähigkeit analytischen Prüfens, sondern auf der phantastischen Verwendung der Erkenntnis: Man weiß nicht, wovon man fett wird.

*

Mein Geist regt sich an den Sinnen, meine Sinne regen sich an dem Geist der Frau. Ihr Körper gilt nicht.

*

Was sind alle Orgien des Bacchus gegen die Rausche dessen, der sich zügellos der Enthaltensamkeit ergibt!

*

Wie begrenzt ist die Vollkommenheit, wie kahl der Wald, wie nüchtern die Poesie. Anschauungsunterricht für die Begrenzten, Kahlen, Nüchternen!

*

Wie abwechslungsreich muß das Dasein eines Menschen sein, der durch zwanzig Jahre täglich auf demselben Sessel eines Wirtshauses gesessen hat!

*

Ein Leierkasten spielt zu jedem Schmerz die Melodie.

*

Passende Wüste für Fata Morgana gesucht.

*

Man glaubt gar nicht, wie schwer es oft ist, eine Tat in einen Gedanken umzusetzen!

*

Ein selbstbewußter Künstler hätte dem Fiesco zugerufen: Ich habe gemalt, was du nur tatest!

*

Ich stelle mir ihn nicht unrichtig vor. Wenn er anders ist, so beweist das nichts gegen meine Vorstellung: der Mann ist unrichtig.

*

Nichts beweist mehr gegen eine Theorie als ihre Durchführbarkeit.

*

Die Moralheuchler sind nicht darum hassenswert, weil sie anders tun, als sie bekennen, sondern weil sie anders bekennen als sie tun. Wer die Moralheuchelei verdammt, muß peinlich darauf bedacht sein, daß man ihn nicht für einen Freund der Moral halte, die jene doch wenigstens insgeheim verraten. Nicht der Verrat an der Moral ist sträflich, sondern die Moral. Sie ist Heuchelei an und für sich. Nicht daß jene Wein trinken, sollte enthüllt werden, sondern daß sie Wasser predigen. Widersprüche zwischen Theorie und Praxis nachzuweisen ist immer mißlich. Was bedeutet die Tat aller gegen den Gedanken eines einzigen? Der Moralist könnte es ernst meinen mit dem Kampf gegen eine Unmoral, der er selbst zum Opfer gefallen ist. Und wenn einer Wein predigt, mag man ihm sogar verzeihen, daß er Wasser trinkt. Er ist mit sich im Widerspruch, aber er macht, daß mehr Wein getrunken wird in der Welt.

*

Als stärkster Erschwerungsgrund galt mir immer, daß einer nichts dafür gekonnt hat.

*

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was sie tun.

*

Ich habe um mancher guten Entschuldigung willen gesündigt, und darum wird mir vergeben werden.

*

Ich habe, Gott sei Dank, oft übers Ziel und selten neben das Ziel geschossen.

*

Früher war ich häufig amoralisch entrüstet. Aber die Sittlichkeit nimmt rings überhand, und man gibt es auf.

*

Ein Paradoxon entsteht, wenn eine frühreife Erkenntnis mit dem Blödsinn ihrer Zeit zusammenprallt.

*

Eine Antithese ~~nicht~~ wie eine mechanische Umkehrung ~~aus~~. Aber welcher Inhalt von Erleben, Erleiden, Erkennen muß erworben sein, bis man ein Wort umdrehen darf!

*

Es sind zehn Jahre her, daß ich nicht mehr zu mir selbst gekommen bin. Als ich das letzte Mal zu mir kam, gründete ich ein Kampfblatt.

*

Gewiß, auch ich bin ein Vielschreiber. Aber wahrlich einer durch unwiderstehlichen Zwang. Wohl hat sich noch nie bei mir eine Schreibmaschine wegen Überbürdung zu beklagen gehabt. Aber es ist richtig, daß meine Hand den Bestellungen meines Kopfes nicht immer nachkommen kann. Wie beneide ich die Autoren, deren Kopf den Bedürfnissen ihrer Hand nicht nachkommt! Sie können sich wenigstens ausruhen.

*

Meine Leser glauben, daß ich für den Tag schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind. Dann werden sie möglicherweise Aktualität erlangen.

*

18
le

/m

(hier bes. mir)

~~Herr~~
V. bl. p.
H. darf
H. darf

H. darf
H.,

63. FEB. 1909

HESSE & BECKER, Buchdruckerei
9 FEB. 1909
LEIPZIG

I

(v. d. H.)

Ich halte die glatte Abwicklung der äußeren Lebensnotwendigkeiten für ein tieferes Kulturproblem als den Schutz der Karlskirche. Ich glaube zuversichtlich, daß Karlskirchen nur entstehen können, wenn wir allen innern Besitz, alles Gedankenrecht und alle produktiven Kräfte des Nervenlebens unversehrt erhalten und nicht im Widerstand der Instrumente verbrauchen lassen.

Die Straßen Wiens sind mit Kultur gepflastert, die Straßen anderer Städte mit Asphalt.

Dafür, daß in einem Wiener Restaurant sechs „Speisenträger“ mich fragen, ob ich schon befohlen habe, und kein einziger gehorcht, dafür, daß sich der Ruf „Zahlen!“ echoartig fortpflanzt, ohne erhört zu werden, dafür, daß die Verteilung des Trinkgelds nach Alters-, Verdienst- und Berufskategorien alle anderen Probleme, die mir etwa durch den Kopf gehen könnten, verdrängt, dafür kann die Schönheit des äußeren Burgplatzes nur eine geringe Entschädigung bieten.

Das größte Verhängnis des Wiener Lebens ist es, Stammgast zu sein. Man muß sich für Individualitäten interessieren, für die man sich nicht interessieren mag, und wird einer Aufmerksamkeit teilhaftig, die man nicht wünscht. Der einzige Vorteil besteht darin, daß einem bei der Begrüßung sein Name zugerufen wird, den man ja immerhin vergessen haben könnte und den sich nun wenigstens die anderen Stammgäste zuverlässig merken.

Zu den ärgsten unserer barbarischen Speisesitten gehört die Zwangswiederholung des Geschmacks einer Speise für das Ansagen bei der Rechnung. Ich bin bereits lebensüberdrüssig und muß dem Kellner noch gestehen, daß ich ein Rindfleisch gehabt habe.

Der Mangel an Individualitäten, die uns vorwärtsbringen, erklärt sich am Ende daraus, daß hier so viele Kutscher Individualitäten sind.

Mir wern kan Richter brauchen, um zu entscheiden, daß Wien schöner ist als Berlin. Aber das ist ja gerade das Unglück.

Girardi in Berlin? Wir haben einen Bazar nach Berliner Muster aus uns gemacht, in dem für Echtheit kein Platz ist. Darum hat die Echtheit nach Berlin gehen müssen. Dort ist für alles Platz, denn dort bewahrt sich ein System, dem wir nicht gewachsen sind. Wir sind ethnographisch interessant geworden und haben die Eigenart unseres Volkstums in die Weltausstellung geschickt.

Die unverdiente Schönheit dieser Stadt! Die ihr aber zum sogenannten „Ernst der Arbeit“ zureden, sind so töricht wie ihre Schmeichler und Feuilletonisten. Nicht daß ihre Männer nicht arbeiten, ist beklagenswert, aber daß sie nicht denken. Es ist ja verdienstlich, sich darauf zu verlassen, daß der Himmel blau ist und die Wiese grün. Wer da sagt, davon könne man nicht leben, ist ein Philister. Aber wer sagt, es sei traurig, davon zu leben, sagt die Wahrheit.

Wenn man an den Denkmälern einer Stadt in einer Automobildroschke vorüberkommt, dann können sie einem nichts anhaben.

Der Zauber alles phantastischen Lebens, alle Märchenschimmer weben um eine Stadt, in der es Taximeter und Untergrundbahnen gibt. Ein öder Kasernengeist zwingt uns, täglich einmal anzuerkennen, daß der Prater schön ist.

Hoffnungsvolle Saat der Berliner Geschmackslosigkeit! Sie ist für den Tag gebaut und gibt Gewähr, daß morgen jeder seine Träume erneuern kann. Phantasie eilt auf Holztreppen in die Höhe und taucht unter, wo sie will. Im Menschengewühl kommt man zu sich selbst. Wer unter die Räder gerät, steht mit heilen Gliedern auf. Man wird nicht „u. a.“ ~~fesselt~~, sondern verschwindet u. a. Alle sind Nummern, darum hat jeder die Freiheit, eine Individualität zu sein. Alles geht nach der Uhr, darum kann jeder nach seiner eigenen gehen. Dieser Ordnungssinn macht das Leben abenteuerlich. Ein beruhigendes Gefühl der Unsicherheit überkommt dich. Kein Gaffer trägt's dir nach, wenn du Austern verspeisest. Kellner sprechen wie Staatsmänner und kein Gast beachtet sie. Das Leben geht in einem Hui, man kann es kaum bis zur nächsten Straßenecke verfolgen, und der Augenblick ist schön, weil man zu ihm nicht sagen kann: ver-

weile doch. E. T. A. Hoffmann zieht aus Lutters Weinstube ins Automatenbuffet. Schminke macht das Leben echt. Diese Weiber leben am Tage überhaupt nicht, stellen die notwendigsten Gliedmaßen zusammen, um am Abend eine echte Toilette ausfüllen zu können; fehlt einmal ein halber Busen, macht's auch nichts. Die Friedrichstraße ist so trostlos, daß sich jeden Moment eine Fata Morgana bilden kann... Hierzulande stoßen wir uns an den ein für allemal erschaffenen Wundern der Echtheit die Köpfe blutig.

Es ist die größte Ungerechtigkeit, Wien immer nur um seiner Fehler willen zu tadeln, da doch auch seine Vorzüge Tadel verdienen. Jenes Buch aber tadelt Wien gar um der Fehler willen, die bloß die ihm fehlenden Vorzüge sind. Wie doch der Autor das kulturelle Niveau der Wiener hebt, um es anzugreifen! Beklagenswert ist diese falsche Optik eines Tadels, der einem Volk die Vorzüge erst andichten muß, die er ihm verübeln will. Der Autor hat im Österreichischen die Lebensanschauung der Illusionen entdeckt und gibt einer Dynastie, die gewiß die treueste Hüterin der Realitäten vorstellt, Schuld daran, daß der Wiener in einer unwirklichen Welt lebt. Die Geschichte habe es „einmal versuchen wollen, ob der Geist allein herrschen kann“, und setzte die Habsburger ein. Sie haben die Welt aus ihrem Geist erschaffen. Und solchen Panegyriks auf den sublimsten Künstlersinn hat man für illoyal gehalten! Ich aber möchte die ~~verkehrte~~ ^{verkehrte} Betrachtung einer Volkswesenheit, die sich ausschließlich in kleinen Echtheiten erschöpft, nicht dulden. Denn die Wiener Welt ist nicht aus dem Geist, sondern aus dem Rindfleisch erschaffen. An dieser Solidität, die nach dem Kilo mißt, wird alle Phantasie zuschanden, die irgendeine Welt erschaffen könnte. Der schöpferische Geist der Unwirklichkeit, den der Autor entdeckte, hat in der österreichischen Geschichte sichtbar bloß einmal seine Hand im Spiel gehabt: als es bei der Anlage der Südbahn zwischen Wien und Baden sich herausstellte, daß kein Berg vorhanden war, und dennoch ein Tunnel gebaut werden mußte.

In Berlin geht man auf Papiermaché, in Wien beißt man auf Granit.

In Berlin wächst kein Gras, und in Wien verdorrt es.

Wie hier alles doch den Flug lähmt! Aus Einfliegern werden Einsiedler.

VIII. Stimmungen, Worte

Als die Sonne tagelang mit den Wolken balgte, war's wie der Kampf zwischen dem gelben Panther und dem schwarzen Stier. Der Spannung solchen Schauspiels können die Wahrheiten des Barometers nichts anhaben.

Sonnenuntergang, Einsamkeit und drei Kaffians am Strand von Norderney. Wenn die Sonne ins Meer taucht und die Farben ihres Abschieds über den Horizont breitet, mischen sich die drei schwarzen Punkte hinein, als ob sie zum Spektrum gehörten. Die Unveränderlichkeit der Dinge, zweifach veranschaulicht. Welche ist ewiger?

Koketterie ist bloß Talent. Aber es gibt Blicke, die nicht sagen, daß sie lieben, nur sich daran sättigen, daß sie geliebt werden. Sie haben so viel Liebe, weil sie so viel Liebe aufnehmen müssen. Der Spaziergänger, der gebannt stehen bleibt, könnte glauben, daß sie ihm gelten; aber sie gelten wahrscheinlich dem Hund, den die Besitzerin in einer dem Hund und dem Passanten unvergeßlichen Attitüde über die Straße trägt.

Zwei haben nicht geheiratet und leben seit damals in einer Art gegenseitiger Witwerschaft.

Ihr Gatte erlaubt ihr, Theater zu spielen — die Bohème hätte ihr nicht erlaubt, verheiratet zu sein. Also ist in der Gesellschaft noch immer mehr Freiheit als in der Bohème, die ihre unumstößlichen Gesetze hat.

Eine untrügliche Probe der Dummheit: Ich frage einen Diener, um welche Zeit gestern ein Besuch da war. Er sieht auf seine Uhr und sagt: „Ich weiß nicht, ich hab' nicht auf die Uhr gesehen!“

Die Plattform des Humors: Die Passagiere eines Omnibus lächeln, wenn einer beim Aufsteigen ausrutscht. Dieser lächelt, wenn es ihm dennoch gelungen ist.

Wer Gehirngymnastik treiben will, versuche das Gespräch einer Tafelrunde, dessen Entfernung von dem ursprünglichen Thema ihm an einem Punkte besonders auffällt, so schnell wie möglich zu rekonstruieren. Er blättere in diesem Konversationslexikon, und er wird einen Zickzackweg übersehen, an dessen Anfang und Ende Gegenstände sind, die einen an die drollige Zusammenhangslosigkeit der Aufschriften erinnern mag: Von Gotik bis Heizanlage und von Newton bis Pazifik.

In zweifelhaften Fällen entscheide man sich für das Richtige.

Die skurrilste Form, in der sich die Menschenwürde aufzut: das empörte Gesicht eines Kellners, dem man geklopft hat, nachdem man vergebens gerufen hat.

Eine Schirmfabrik gibt den öffentlichen Geschmack dem Anblick eines Plakats preis, auf dem Romulus und Remus mit aufgespannten Regenschirmen dargestellt sind. Ich habe oft über diese Symbolik nachgedacht. Immer wieder aber fand ich nur die eine trostlose Erklärung: Infolge ungünstiger Witterung ist die Gründung Roms abgesagt.

Praterfahrt: Das Pferd hat die Welt vor sich. Dem Kutscher ist die Welt so groß wie ein Pferdehinterer. Dem Kavalier ist die Welt so groß wie der Rücken des Kutschers. Und dem gaffenden Volk, dem ist die Welt nur mehr so groß wie das Gesicht des Kavaliers.

Was ist das Kraftbewußtsein eines Nero, was ist der Vernichtungsdrang eines Tschingiskhan, was ist die Machtvollkommenheit des jüngsten Gerichtes gegen das Hochgefühl eines Konzipisten der konskriptionsämtlichen Abteilung des magistratischen Bezirksamtes, der einen wegen Nichtfolgeleistung einer Vorladung zur Anmeldung behufs Veranlagung zur Bemessung der Militärtaxe zu einer Geldstrafe von zwei Kronen verurteilt!

Besser, es wird einem nichts gestohlen. Dann hat man wenigstens keine Unannehmlichkeiten mit der Polizei.

Die Gewalttätigkeit des Daseins und die Unmotiviertheit aller menschlichen Dinge geht einem nie so deutlich auf, wie wenn man das Malheur hat, in einem Wagen zu sitzen, der halten muß, weil ihn die Burgmusik umbrandet.

An dem Gang eines Betrunknen sah ich deutlich, wie ihm der Sonntag auf dem Genick saß.

Ich hatte eine schreckliche Vision: Ich sah ein Konversationslexikon auf einen Polyhistor zugehen und ihn aufschlagen.

Welch sonderbarer Aufzug! Sie geht hinter ihm, wie eine Leiche hinter einem Leidtragenden.

P. A. ist ein Narr, aber er steht um einer Weisheit willen, die genug Humor hat, sich selbst in Frage zu stellen, hoch über dem schreibenden Haufen.

Die Bohème hat sonderbare Heilige. Ein Eremit, der von Wurze[n] lebt!

Emerson: Deutsche Philosophie, die auf dem Transport Wasser angezogen hat.

Der neue Snob: das Bildnis des Dori Gray.

Der Philosoph L. St. aus Ungarn: Kein Führer, aber der Primas unter den Denkern. Er wird an den Tisch gerufen und geigt den Leuten die Philosophie ins Ohr.

Kompilatoren sind Wissenschaftlhuber.

Weltanschauung ist ein gutes Pferd. Aber es ist immerhin ein Unterschied zwischen einem Reiter und einem Roßtäuscher.

Ein Rezensent, der zu den passenden Worten immer ein Urteil findet.

Es dürfte kaum einen Schriftsteller geben, der in so kurzer Zeit so unberühmt geworden ist wie X.

Nicht jeder, der sich einbildet, ein Brutus zu sein, ist deshalb schon ein Spiegelberg.

Er ließ einem Größenwahn, der nicht von ihm ist, die Zügel, die er sich ausgeborgt hatte, schießen.

Er war ein Most, der sich absurd gebärdete, ohne es zu sein.

Wer immer mit dem Kalb des anderen pflügt, der pflügt schließlich mit dem goldenen.

Je größer der Stiefel, desto größer der Absatz.

Ein Popularisator sprach wie mir der Schnabel gewachsen ist, nahm sich kein Blatt vor meinen Mund und redete über die heikelsten Dinge frisch von meiner Leber weg.

10 Fe
12 [Münzmann]

12/10

17

H m



13 FEB. 1909

II

Es war die Art des großen Komikers Knaack:
Mit Scherz Entsetzen treiben.

Ein Unzufriedener, der sich seinen Ärger beim
Essen durch keinen Appetit verderben läßt.

Ein vortrefflicher Pianist. Aber sein Spiel
muß das Aufstoßen der guten Gesellschaft nach
einem Diner übertönen.

Anwesend waren u. a. der Verwaltungsrat
der Kretinose-Aktiengesellschaft und der Direktor
der vereinigten Banalitätswerke.

Wie doch die Landschaft die körperliche
Entwicklung bestimmt! Es gibt Alpengegenden,
in denen die Einheimischen einen Kropf und
die Zugereisten Plattfüße haben.

Die Funktion der Milz muß ähnlich sein
wie die der Notare im Staate: notwendig, aber
überflüssig.

„Würde“ ist die konditionale Form von dem,
was einer ist.

Seine Überzeugung ging ihm über alles, so-
gar über das Leben. Doch er war opfermutig,
und als es dazu kam, gab er gern seine Über-
zeugung für sein Leben hin.

Einer sagte, ich hätte versucht, ihn an die
Wand zu drücken. Das ist nicht wahr. Es ist
mir bloß gelungen.

Eine Schreibmaschine hatte einen Schriftsteller,
aber sie kam nicht auf die Gesteungskosten.

Wes das Herz leer ist, des geht der Mund
über.

Mir träumte, es gäbe in Deutschland einen
Kämpfer des Geistes, der strich alle s-Laute aus
den zusammengesetzten Wörtern. Er sprach
von Beleidigungsklagen und von Verhandlungster-
minen, von Gewohnheitsverbrechen und von
Unzuchtvermittlungversuchen. Die verschmähten
s-Laute, die sonst lieb Kind bei der deutschen
Zunge waren, beschlossen, sich zu rächen. Und
als jener einmal einem alten Manne die geschlecht-
lichen Verirrungsnachweise aus dessen Jüngling-
tagen vorzählte, da vereinigten sie sich zu einem
Zischchorus, wie er in Deutschland noch nicht
gehört worden war. Und da gab es keinen
Schwichtigunggrund... Als ich aber erwachte,
merkte ich, daß es Zukunftsmusik war.

Ich kannte einen Helden, der an Siegfried
durch die dicke Haut erinnerte und an Achill
durch die Beschaffenheit seiner Ferse.

Es gibt Leute, die in öffentlichen Lokalen
nur deshalb nicht geduldet werden, weil sie nicht
bezahlen. Man nennt sie Journalisten.

Ein Witzbold: Kopfjucken ist keine Gehirn-
tätigkeit.

Er beneidet den Humor des andern, wie ein
jünger Grind die alte Grätze.

Eine Berührung mit ihm wirkt, wie wenn
man Schlamm berührte. Seitdem ich das weiß,
rühre ich nie mehr Schlamm an.

Ein skrupelloser Maler, der unter dem Vor-
wand, eine Frau besitzen zu wollen, sie in sein
Atelier lockt und dort malt.

Sie ist mit einer Lüge in die Ehe getreten.
Sie war eine Jungfrau und hat es ihm nicht
gesagt.

Wo sie hintrat, wuchs kein Gras, außer
jenem, in das sie die Männer beißen ließ.

Kann man aus der Büchse der Pandora auch
eine Prise Schnupftabak nehmen? Wohl be-
komm's, Freund W.!

Er war eifersüchtig und sammelte Moose.
Er wünschte, daß seine Frau kryptogam lebe.

Wir leben in einer Gesellschaft, die „Mono-
gamie“ mit „Einheirat“ übersetzt.

Die Gesellschaftsordnung ist control-sexual
veranlagt.

Unverständene Frauen gibt es nicht. Sie
sind bloß die Folge einer Wortverwechslung,
die einem Feministen passierte, weil sie nämlich
nicht verstanden, sondern begriffen sein wollen.
Es gibt also doch unverständene Frauen.

Der Philister berauscht sich an dem reinen
Wein, den er dem Mädchen über seine Ver-
mögensverhältnisse einschenkt.

Im Sanatorium werden Finanzoperationen
vorgenommen und auf der Klinik Stoffwechsel-
prolongierungen.

Modernes Symbol: Der Tod mit der Huppe.

Die Zeitung ist die Konserve der Zeit.

Ein Zitatentwurf leitete einen Nekrolog mit
den Worten ein: De mortuis nil admirari.

Polonia est omnis divisa in partes tres.

Da ich die Nachrichten der Tagespresse nur
so überfliege, geschah es mir, daß ich zwei be-
nachbarte Überschriften durcheinanderwarf: „Be-
such Iswolskis in Österreich“ und „Raubversuch
in einem Trödlerladen“.

Sire, geben Sie wenigstens bis auf Widerruf
freiwillig eröffnete Gedankengänge!

Säkularisation: Die Kirche hat einen guten
Magen. Trotzdem hat man ihn manchmal aus-
gepumpt.

Bismarcks Begräbnis: In Friedrichsruh ward
einem ungebetenen Gast der Sargdeckel vor der
Nase zugeschlagen.

Die Deutschen — das Volk der Richter und
Henker.

IX. Sprüche und Widersprüche

Der Aphorismus deckt sich nie mit der
Wahrheit; er ist entweder eine halbe oder
anderthalb Wahrheiten.

Es gibt zweierlei Vorurteil. Das eine steht
über allem Urteil. Es nimmt die innere Wahr-
heit vorweg, ehe das Urteil der äußeren nahe-
gekommen ist. Das andere steht unter allem
Urteil; es kommt auch der äußeren Wahrheit
nicht nahe. Das erste Vorurteil ist über die
Zweifel des Rechts erhaben, es ist zu stolz, um
nicht berechtigt zu sein, es ist unüberwindlich
und führt zur Absonderung. Das zweite Vor-
urteil läßt mit sich reden; es macht seinen
Träger beliebt und ist auch als Verbindung
eines Urteils mit einem Vorteil praktikabel.

Das Vorurteil ist ein unentbehrlicher Haus-
knecht, der lästige Eindrücke von der Schwelle
weist. Nur darf man sich von seinem Haus-
knecht nicht selbst hinauswerfen lassen.

Eine gesunde Mischung von Phantastik und
Pedanterie findet sich damit ab, daß die Welt
just die Grenzen hat, welche die Vorstellung
ihr gibt. Ein regulierbarer Horizont kann nicht
eng sein.

Man unterscheide Menschen, die im Frühling
den Winterrock ablegen, und Menschen, die die
Ablegung des Winterrocks als unfehlbares Mittel
zur Herbeiführung des Frühlings ansehen. Die
ersten werden eher den Schnupfen kriegen.

Alles schwelgende Genießen in Küche und
Keller, alle Kennerschaft in Liebe und Leben
beruht nicht auf der Fähigkeit analytischen
Prüfens, sondern auf der phantastischen Ver-
wendung der Erkenntnis: Man weiß nicht, wo-
von man fett wird.

Mein Geist regt sich an den Sinnen, meine
Sinne regen sich an dem Geist der Frau. Ihr
Körper gilt nicht.

Was sind alle Orgien des Bacchus gegen die
Räusche dessen, der sich zügellos der Enthalt-
samkeit ergibt!

Wie begrenzt ist die Vollkommenheit, wie
kahl der Wald, wie nüchtern die Poesie. An-
schauungsunterricht für die Begrenzten, Kahlen,
Nüchternen!

Wie abwechslungsreich muß das Dasein eines
Menschen sein, der durch zwanzig Jahre täglich
auf demselben Sessel eines Wirtshauses gesessen
hat!

Ein Leierkasten spielt zu jedem Schmerz die
Melodie.

Passende Wüste für Fata Morgana gesucht.

Man glaubt gar nicht, wie schwer es oft ist,
eine Tat in einen Gedanken umzusetzen!

Ein selbstbewußter Künstler hätte dem Fiesko
zugerufen: Ich habe gemalt, was du nur tatest!

Ich stelle mir ihn nicht unrichtig vor. Wenn
er anders ist, so beweist das nichts gegen meine
Vorstellung: der Mann ist unrichtig.

Nichts beweist mehr gegen eine Theorie als
ihre Durchführbarkeit.

Die Moralheuchler sind nicht darum hassens-
wert, weil sie anders tun, als sie bekennen,
sondern weil sie anders bekennen als sie tun.
Wer die Moralheuchelei verdammt, muß pein-
lich darauf bedacht sein, daß man ihn nicht für
einen Freund der Moral halte, die jene doch
wenigstens insgeheim verraten. Nicht der Ver-
rat an der Moral ist sträflich, sondern die Moral.
Sie ist Heuchelei an und für sich. Nicht daß
jene Wein trinken, sollte enthüllt werden, sondern
daß sie Wasser predigen. Widersprüche zwischen
Theorie und Praxis nachzuweisen ist immer miß-
lich. Was bedeutet die Tat aller gegen den
Gedanken eines einzigen? Der Moralist könnte
es ernst meinen mit dem Kampf gegen eine
Unmoral, der er selbst zum Opfer gefallen ist.
Und wenn einer Wein predigt, mag man ihm
sogar verzeihen, daß er Wasser trinkt. Er ist
mit sich in Widerspruch, aber er macht, daß
mehr Wein getrunken wird in der Welt.

Als stärkster Erschwerungsgrund galt mir
immer, daß einer nichts dafür gekonnt hat.

Herr, vergib ihnen, denn sie wissen, was
sie tun.

Ich habe um mancher guten Entschuldigung
willen gesündigt, und darum wird mir vergeben
werden.

Ich habe, Gott sei Dank, oft übers Ziel und
selten neben das Ziel geschossen.

Es sind zehn Jahre her, daß ich nicht mehr
zu mir selbst gekommen bin. Als ich das letzte
Mal zu mir kam, gründete ich ein Kampfblatt.

Gewiß, auch ich bin ein Vielschreiber. Aber
wahrlich einer durch unwiderstehlichen Zwang.
Wohl hat sich noch nie bei mir eine Schreib-
maschine wegen Überbürdung zu beklagen ge-
habt. Aber es ist richtig, daß meine Hand den
Bestellungen meines Kopfes nicht immer nach-
kommen kann. Wie beneide ich die Autoren,
deren Kopf den Bedürfnissen ihrer Hand nicht
nachkommt! Sie können sich wenigstens aus-
ruhen.

Meine Leser glauben, daß ich für den Tag
schreibe, weil ich aus dem Tag schreibe. So
muß ich warten, bis meine Sachen veraltet sind.
Dann werden sie möglicherweise Aktualität er-
langen.



Ich und meine Öffentlichkeit verstehen uns sehr gut: sie hört nicht, was ich sage, und ich sage nicht, was sie hören möchte.

Mein Wunsch, man möge meine Sachen zweimal lesen, hat große Erbitterung erregt. Mit Unrecht; der Wunsch ist bescheiden. Ich verlange ja nicht, daß man sie einmal liest.

Die Leute verstehen nicht deutsch; und auf journalistisch kann ich's ihnen nicht sagen.

Die einzige Konzession, zu der ich mich etwa noch herbeilasse, wäre die, mich so weit nach den Wünschen des Publikums zu richten, daß ich das Gegenteil tue. Aber ich tue es nicht, weil ich keine Konzessionen mache und eine Sache selbst dann schreibe, wenn sie das Publikum erwartet.

Man könnte größenwahnsinnig werden: so wenig wird man anerkannt!

Wenn ich totgeschwiegen werde, so will ich das Schweigen hörbar machen! Es wäre eine faule Retourkutsche, nichts darüber zu sprechen.

Ich bin so frei, alles Glück der Koterien mir selbst zu bereiten.

Ich kann mit Stolz sagen, daß ich Tage und Nächte daran gewendet habe, nichts zu lesen, und daß ich mit eiserner Energie jede freie Minute dazu benützte, mir nach und nach eine enzyklopädische Unbildung anzueignen.

Wie viel Stoff hätte ich, wenn's keine Ereignisse gäbe!

Ich kann einen Festzug oder eine gewisse Sorte von Theaterstücken nur dann nach ihrem ästhetischen und kulturellen Wert beurteilen, wenn ich nicht dabei war. Sonst unterliege ich einer beliebigen Nervenwirkung und rede wie der Blinde von der Farbe. Musik besticht die Kritik, und wie leicht kann Glockenläuten einen zur Duldung einer Geschmacklosigkeit bringen! Um mir also ein objektives Urteil zu bewahren, darf ich es gewissenhafterweise nicht unterlassen, dem Schauspiel fernzubleiben.

Wenn man mir persönliche Antipathien vorwirft, weil ich einen Literaten für einen Pfüschler erkläre, so unterschätzt man meine Bequemlichkeit. Ich werde doch nicht meine Verachtung strapazieren, um eine literarische Minderwertigkeit abzutun!

Ich schnitze mir den Gegner nach meinem Pfeil zurecht.

Pest und Erdbeben sind große Themen. Wie kleinlich, Gliederreißen als Symptom der Pest zu erkennen und sich bei einer Trübung des Quellwassers aufzuhalten, die ein Erdbeben anzeigt! Wie kleinlich, den Weltkel zu fühlen, wenn ein Schmock vorübergeht!

Es gibt Leute, die mich wie eine wilde Bestie meiden. Das sollten sie nicht tun: wir entfernen uns allzuweit voneinander. Denn sie sind es doch, die ich viel schnelleren Fußes als zahme Haustiere fliehe.

Warum tadeln mich so viele? Weil sie mich loben und ich sie trotzdem tadle.

Wer kein Geschäft mit dem Leben machen will, zeige an, daß er seinen Bestand an Bekanntschaften zu reduzieren beabsichtigt und seine Erfahrungen unter dem Einkaufspreis abgibt.

Ich habe mich im Laufe der Jahre zum Streber nach gesellschaftlichen Nachteilen entwickelt. Ich lauere, spüre, jage, wo ich eine Bekanntschaft abstoßen, eine einflußreiche Verbindung verlieren könnte. Vielleicht bringe ich's doch noch zu einer Position.

Wenn einer in meiner Charakterluft nicht atmen kann und mich deshalb verraten muß, so sagt die Öffentlichkeit: Aha! Denn meine Unzuverlässigkeit ist berühmt seit dem Tage, da ich aus unsauberer Luft geflohen bin.

Die wahre Treue gibt eher einen Freund preis als einen Feind.

Ich war selten verliebt, immer verhaßt.

Hüte dich vor den Frauen! Du kannst dir eine Weltanschauung holen, die dir das Mark zerfressen wird.

Halte deine Leidenschaften im Zaum, aber hüte dich, deiner Vemunft die Zügel schießen zu lassen.

Erfahrungen sind Ersparnisse, die ein Geizhals beiseite legt. Weisheit ist eine Erbschaft, mit der ein Verschwender nicht fertig wird.

Eine Notlüge ist immer verzeihlich. Wer aber ohne Zwang die Wahrheit sagt, verdient keine Nachsicht.

Wahrheit ist ein ungeschickter Diensthofe, der beim Reinmachen die Teller zerschlägt.

Eitelkeit ist die unentbehrliche Hüterin einer Gottesgabe. Es ist närrisch, zu verlangen, daß das Weib seine Schönheit und der Mann seinen Geist schutzlos preisgebe, um die Armut nicht zu kränken. Es ist töricht, zu sagen, ein Wert dürfe nicht auf sich selbst weisen, um nicht auf den Unwert des andern zu weisen. Wer mir Eitelkeit vorwirft, macht sich des Neides verdächtig, der bei weitem keine so schöne Eigenschaft ist wie die Eitelkeit. Aber wer sie mir abzusprechen wagt, verdächtigt mich der Armut.

Sinnlichkeit des Weibes lebt so wenig vom Stoff wie männliche Künstlerschaft. Je lumpiger der Anlaß, desto größer die Entfaltung. Der Geist ist an kein Standesvorurteil gebunden und die Wollust hat Perspektive.

Die Phantasie hat ein Recht, im Schatten des Baumes zu schwebeln, aus dem sie einen Wald macht.

Selbstbespiegelung ist erlaubt, wenn das Selbst schön ist. Sie erwächst zur Pflicht, wenn der Spiegel gut ist.

Jede Erkenntnis sollte so erschütternd sein, wie die eines Bauern, der eines Tages erfährt, daß ein kaiserlicher Rat und ein Hoflieferant dem Kaiser nichts zu raten und dem Hofe nichts zu liefern haben. Er wird mißtrauisch.

Es gibt eine niedrige Leichtgläubigkeit des Vertrauens und eine höhere Leichtgläubigkeit der Skepsis. Der eine wird betrogen, der andere ist Manns genug, sich selbst zu betrügen. Jener ist der gefoppte Bauer, dieser ist ein Wissender, der sich vom Wissen nicht das Spiel verderben läßt, wenn er sich über die eigene Schulter guckt... Ich wollte ihre Unterschrift auf einer Ansichtskarte. Ich bat einen Freund, sie zu fälschen. Wenn er dann noch dazu schriebe, daß sie echt sei, würde ich's sicher glauben... Von meiner Leichtgläubigkeit hätte ich mir früher, da ich noch glaubte, keine Vorstellung machen können. Jetzt bin ich oft verblüfft von den Überraschungen, die ich mir bereite, und von meinem Überraschtsein. Seitdem mein Mißtrauen gewachsen ist, weiß ich, wie viel ich mir zumuten kann.

Wenn wir einen Fehler längst abgelegt haben, werfen uns die Oberflächlichen den Fehler und die Gründlichen Inkonsequenz vor.

Die Persönlichkeit hat ein Recht zu irren. Der Philister kann irrtümlich recht haben.

Der Klügere gibt nach, aber nur einer von jenen, die durch Schaden klug geworden sind.

Der Unechte glaubt an keine Echtheit. Und glaubte er, er würde nicht begreifen, wie man echt sein könne, in einer Zeit, in der es wirklich niemand nötig hat, echt zu sein.

Auf einem Kostümfest hofft jeder der Auffallendste zu sein; aber es fällt nur der auf, der nicht kostümiert ist. Sollte das nicht einen Vergleich geben?

Man verachte die Leute, die keine Zeit haben. Man beklage die Menschen, die keine Arbeit haben. Aber die Männer, die keine Zeit zur Arbeit haben, die beneide man!

An einem Ideal sollte nichts erreichbar sein als ein Martyrium.

Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden.

Was einen foltert, sind verlorene Möglichkeiten. Einer Unmöglichkeit sicher zu sein, ist Gewinn.

Ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, überall zeigt mir das Leben seine Verluste, da es entweder das Malerische dem Nützlichen oder das Nützliche dem Malerischen aufgeopfert hat.

Das ist noch immer nicht die richtige Einsamkeit, in der man mit sich beschäftigt ist.

Der Ernst des Lebens ist das Spielzeug der Erwachsenen. Nur, daß er sich mit den sinnvollen Dingen, die eine Kinderstube füllen, nicht vergleichen läßt.

Es ist ein Unglück, daß in der Welt mehr Dummheit ist, als die Schlechtigkeit braucht und mehr Schlechtigkeit, als die Dummheit erzeugt.

Gedanken sind zollfrei. Aber man hat doch Scherereien.

Die wahre Grausamkeit ist von keinem Machtmittel beschränkt.

Der Patriotismus, das ist die Liebe, die mich mit den Dummköpfen meines Landes verbindet, mit den Beleidigern meiner Sitten, und mit den Schändern meiner Sprache.

Der Philosoph denkt aus der Ewigkeit in den Tag, der Dichter aus dem Tag in die Ewigkeit.

Das individuelle Leben des Dichters ist ein Spiel. Ich kann mich nicht mehr denken, daß ich ein Spiel ist. Ich habe, aber ich bin ein Spiel.

Das größte Verhängnis ist, daß wir allow... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel...

Das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel...

Das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel...

Das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel... das ist ein Spiel...

Hu

13

Handwritten signature/initials



II

Fechten und Keulenschwingen sind trügerische Entfettungskuren. Sie schaffen Hunger und Durst. Was den meisten Menschen abgeht und was ihnen unfehlbar helfen könnte, ist die Möglichkeit, geistige Bewegung zu machen.

*

In einem geordneten geistigen Haushalt sollte ein paarmal im Jahr ein gründliches Reine-machen vor der Schwelle des Bewußtseins statt-finden.

*

Willst du ein klares Urteil über deine Freunde gewinnen, so frage deine Träume.

*

Man mag dem Traum für das bißchen Klar-heit, das er einem hin und wieder schenkt, dank-bar sein. Mir träumte von einer aufgedunsenen Raupe, die ich töten wollte. Ich stach nach ihr, aber sie lebte, und drehte mir lachend den Kopf zu und sagte: Ich komme wieder.

*

Eine Welt von Wohllaut ist versunken, und ein krähender Hahn bleibt auf dem Repertoire.

*

Ich weiß ganz genau, welche ungebetenen Gedanken ich nicht über die Schwelle meines Bewußtseins lasse.

*

Wer sich nachts, allein in seinem Zimmer, vor allen Überraschungen sicher fühlt, den beneide ich nicht um seine Sicherheit. Daß Bilder nicht aus ihren Rahmen treten können, mag einer wissen, und dennoch glauben, daß es geschehen könnte. Solchen Glauben sollte man sich erhalten. Es ist nicht der Glaube der Väter, aber weil er als der Glaube der Kinder verachtet wird, sollte man ihn ernst nehmen. Er ist die Häresie des Aberglaubens. Man muß sich nicht zum Dogma bekennen, daß man am Freitag nicht dreizehn Schlechtigkeiten begehen darf. Aber eine mit linker Hand erfaßte Tür-klinke wird aufstehen und gegen mich zeugen.

*

Wer zu den Dingen in seinem Zimmer eine persönliche Beziehung gewonnen hat, rückt sie nicht gern von der Stelle. Ehe ich ein Buch aus meiner Bibliothek leihe, kaufe ich lieber ein neues. Sogar mir selbst, dem ich auch nicht gern ein Buch aus meiner Bibliothek leihe. Un-gelesen an Ort und Stelle, gibt es mir mehr als ein gelesenes, das nicht da ist.

*

Ich nehme viel lieber an, daß sich eine Zauberkunst nur auf metaphysische Art erklären läßt. Sonst wäre sie doch noch viel unerklär-licher. Daß in meinem Zylinder ein Karnickel, drei Tauben und ein hundert Meter langes Band vorkommen, kann meinerwegen durch die Ge-schicklichkeit des Taschenspielers ermöglicht sein. Aber daß sie in seiner Tasche Platz haben, das eben ist es, was ich mir auf natürliche Weise durchaus nicht erklären kann.

*

Wenn ich einschlafe, spüre ich so deutlich, wie die Bewußtseinsklappe zufällt, daß sie für einen Augenblick wieder offen steht. Aber es ist nur die Vergewisserung, daß das Bewußt-sein aufhört. Gleichsam das Imprimatur des Einschlafens.

*

Wer schlafen will und nicht kann, der ist ohnmächtiger, als wer schlafen muß und nicht will. Dieser hat die Ausrede des Naturgebots, dem man freilich mit schwarzem Kaffee zu trotzen vermag. Jener läßt sich ein gutes Gewissen, hilft's nicht, einen deutschen Roman, schließlich Mor-phium verordnen. Würdig sind solche Mittel nicht. Die menschliche Natur wird vom Schlaf überwältigt; da sie den Schlaf nicht überwältigen kann, lerne sie es, ihn zu überlisten. Man zeichne die Figuren in die Luft, die er am liebsten hat; ohne das absurdeste Spielzeug steigt er nicht ins Bett: Ein Kalb mit acht Füßen, ein Gesicht, dem die Zunge bei der Stirn heraushängt, oder der Erbkönig mit Kron' und Schweif. Man stelle die Unordnung her, die der Schlaf braucht, ehe er sich überhaupt mit unsereinem einläßt. Man ahnt gar nicht, welche Menge von Bändern, Kaninchen

und sonstigen Dingen, die nicht zur Sache ge-hören, man bei einiger Geschicklichkeit aus dem Zauberkut des Unbewußtseins hervorholen kann. Nichts imponiert dem Schlaf mehr. Schließlich glaubt er daran, und der Zauberer ist unter allem Tand verschwunden. Ich habe das Experiment oft bei wachstem Bewußtsein unternommen, und es gelang so vollständig, daß ich mir das Ge-lingen nicht mehr bestätigen konnte.

*

Feinnervige Menschen mögen sich daran er-kennen, daß sie im Augenblick, da sie sich ins Bett legen, des Traums der vergangenen Nacht inne werden, aber nicht deutlicher, als eine Mondlandschaft den Nebelschleier spürt.

*

Unmittelbar nach einer Lektüre der Begeben-heiten des Enkolpion träumte ich der Reihe nach alle die Himmelserscheinungen, die Petronius als Vorboten des Bürgerkriegs beschreibt: Kometen sah ich, blutiger Regen fiel herab, „im Laufe stehend standen Ströme stille“. Aber der Atna, der „aus seinen Eingeweiden Feuerwogen speiet“, war der Sonnwendstein. Schon trug ich eine Hoffnung — aber das Wiener Publikum, das im Hotel Panhans war, machte sich gar nichts daraus, sondern saß auf der Terrasse und applaudierte bei jedem Himmelszeichen. Ich war über die taktlose Störung des wunderbaren Schauspiels empört und dachte mir: das ist echt römisch. Offenbar war für diesen polemischen Teil des Traums Petrons Schilderung von der frechen Üppigkeit der Römer maßgebend: „Schon hatte Rom den Erdenkreis bezwungen . . .“; Tiger werden auf Menschen losgelassen, „um satt an ihrem Blute sich zu trinken, indes die Römer freudig dazu klatschen“.

*

Was könnte reizvoller sein als die Spannung: wie der Ort beschaffen sein werde, den ich mir so oft vorgestellt habe? Die Spannung: wie ich meine ursprüngliche Vorstellung wiederherstelle, nachdem ich ihn gesehen habe.

*

Seit vielen Jahren schon versäume ich den Frühling. Aber dafür habe ich ihn zu jeder Jahreszeit, sobald ich die Stimmung eines Tags der Kindheit mir hervorhole, mit dem jähem Übergang vom Einnaleins zu einem Gartenduft von Rittersporn und Raupen. Da ich vermute, daß es dergleichen nicht mehr gibt, halte ich persönliche Erfahrungen in diesem Punkte ge-flissentlich von mir fern.

*

Es sollte verlockend sein, das Vorstellungs-leben eines Tages der Kindheit wiederherzustellen. Der Pfirsichbaum im Hofe, der damals noch ganz groß war, ist jetzt schon sehr klein ge-worden. Der Laudonhügel war ein Chimborasso. Nun müßte man sich diese Dimensionen der Kindheit wieder verschaffen können. In einem Augenblick vor dem Einschlafen gelingt das der Phantasie manchmal. Plötzlich ist alles wieder da. Ein Fuchsfell als Bettvorleger wirkt ganz schreckhaft, der Hund in der Nachbarvilla bellt, eine Erinnerungswelle aus dem Schulzimmer trägt einen Duft von Graphit und einen Klang des Liedes „Jung Siegfried war ein tapferer Held“ heran, der Lehrer streicht die Fiedel, als ob er der leibhaftige Volker wäre, das alte Herzklopfen, weil man „drankommen“ könnte, im Garten blüht Rittersporn, kuhwarme Milch, erste Gleichung mit einer Unbekannten, erste Begegnung mit einer Unbekannten, das Temporufen des Schwimmmeisters, Cholera in Ägypten und die Scheu, in der Zeitung die Namen der Städte Damiette und Rosette (mit täglich zweihundert Toten) zu lesen, weil sie ansteckend wirken könnten, der Geruch eines ausgestopften Eich-hörnchens und in der Ferne ein Leierkasten, der die Novität „Nur für Natur“ oder „Er will dein Herr sein“ spielt. Alles das in einer halben Minute. Wer nicht imstande ist, es herbei-zurufen, wenn er will, kann sich sein Schulgeld zurückgeben lassen. Ein gutes Gehirn muß kapabel sein, jedes Fieber der Kindheit so mit allen Erscheinungen sich vorzustellen, daß erhöhte Temperatur eintritt.

*

Kurz vor dem Einschlafen kann man sich allerlei Fratzen in die Luft zeichnen. Das sind die hypnagogischen Gesichte. Wer die leib-haftigen Menschen als solche sieht, der ist nah daran, aus dem Leben zu scheiden.

*

Es ist eine schreckliche Situation dazuliegen, wenn die Pferdehufe der Dummheit über einen hinweggegangen sind, und weit und breit keine Hilfe!

*

Man muß oft erst nachdenken, worüber man sich freut; aber man weiß immer, worüber man traurig ist.

*

Zu allem lasse man sich Zeit; nur nicht zu den ewigen Dingen.

*

Die Unsterblichkeit ist das einzige, was keinen Aufschub verträgt.

*

Solange es innere Deckung gibt, können einem die Verluste des äußeren Lebens nichts anhaben.

*

Aus Lebensüberdruß zum Denken greifen: ein Selbstmord, durch den man sich das Leben gibt.

*

„Sich keine Illusionen mehr machen“: da be-ginnen sie erst.

*

Ich habe beobachtet, daß die Schmetterlinge aussterben. Oder werden sie nur von den Kindern gesehen? Als ich zehn Jahre alt war, verkehrte ich auf den Wiesen bei Weidlingau ausschließlich mit Admiralen. Ich kann sagen, daß es der stolze Umgang meines Lebens war. Auch Trauermäntel, Tagpfaugen und Zitronenfalter machten einem das junge Leben farbig. Vanessa Jo, Vanessa cardui — Vanitas Vanitatum! Als ich nach manchem Jahr wieder-kam, waren sie alle verschwunden. Die Mittags-sonne dröhnte wie ehemals, aber kein Farben-schimmer war sichtbar, dafür lagen Fetzen von Tageszeitungen auf der Wiese. Später er-fuhr ich, daß man das Holz der Wälder zur Herstellung des Zeitungspapiers gebraucht hatte, und daß bei der Fülle der Informationen die Schmetterlinge im Übersatz bleiben mußten. Ein Freund unseres Blattes sendet uns den letzten Schmetterling, und einer unserer Mit-arbeiter hatte Gelegenheit, ihn auf die Feder zu speißen und nach den Ursachen seiner Verei-nsamung zu fragen. Die Welt flieht vor den Farben der Persönlichkeit, man schützt sich, indem man sich organisiert. Nur die Schmetterlinge selbst haben es unterlassen, sich zu organisieren. So kam es, daß an den Blumenkelchen jetzt Redakteure nippen) — schillernde Feuilletonisten) ~~Sonntagsplauderer~~. Selbst die eintönigen Kohl-weißlinge, mit denen der Journalismus wegen einer gewissen Verwandtschaft ~~des Namens und der Gesinnung~~ noch am ehesten hätte paktieren

können, mußten weichen. Der Vernichtungs-kampf gegen die Flieger bezeichnet den Triumph der Zeitungskultur. Falter und leichtfüßige Frauen, Schönheit und Geist, Natur und Kunst bekommen es zu spüren, daß ein Sonntagsblatt hundertfünfzig Seiten hat. Mit Fliegenprackern schlägt die Menschheit nach den Schmetterlingen. Wischt sich den farbigen Staub von den Fingern. Denn sie müssen rein sein, um Druckschwärze anzurühren.

*

Wenn's nur endlich finster wäre in der Natur! Dies elende Zwielflicht wird uns noch allen die Augen verderben.

*

Man lebt nicht einmal einmal.

13 FEB. 1909

HESSE & BECKER, Buchverleger
9 FEB. 1909
LEIPZIG

II